

Straßen aus Zucker

**Urlaub auf Keta? Warum Ohnmacht im Kapitalismus all-inclusive ist
Tränen lügen nicht? Wieso Erfahrung noch kein Argument ist
Found love in a hopeless place? Du bist auch ohne Tinder austauschbar
... Emo-Talk mit: Waving the Guns & Zugezogen Maskulin**

„Ich hatte vom Feeling herein gutes Gefühl“,

erklärte einst Fußball-Legende und Hobby-Germanist Andy Möller.

...wir fühlen uns den ganzen Tag irgendwie. Und nicht selten erhalten wir den gut gemeinten Ratschlag, uns im Zweifel doch auf unsere Intuition zu verlassen: „Mach, was dein Herz dir sagt“. Lauschen wir den Weisheiten von Großmutter, unserem besten Freund oder der Neon, dann scheinen Gefühle oft eine höhere Instanz darzustellen, die man als Mensch nun mal ganz natürlich so hat.

Zwar lernt man im Leben dazu: Wie wir zu viel Energydrink vom Verliebtsein unterscheiden können und dass auch das zehnte gebrochene Herz noch weh tut und zur Trennung dazugehört. Genauso wie die Angst vor gefährlichen Tieren oder die Gewissheit: Es IST peinlich zu sehen, wie jemand Klopapier unterm Sneaker spazieren trägt – ja, schon seit ner ganzen Weile, ja, durch den ganzen Club.

Weil es eben alles doch nicht so einfach ist und Gefühle nicht einfach nur da sind, sondern immer mit den jeweiligen Verhältnissen zusammenhängen. Gerade die moderne bürgerliche Gesellschaft hat Gefühle als etwas entdeckt, aus dem Profit geschlagen werden kann und das gar nicht mehr nur ausschließlich privat ist – da haben Menschen Gefühlshaushalte, checken und steigern eigene Marktwerte und investieren in Beziehungen. Dazu diese Ausgabe.

Inhalt

03 Kleine Geschichte des ges. Leids
Oder: Warum das mit den Gefühlen doch nicht so klar ist

14 Stand by Me
Ohnmacht und Fremdbestimmtheit

05 „Wir können doch eh nichts ändern ...“
Warum das nicht zufällig die Ansicht vieler ist

16 Feelings Never Lie?
Gefühle und Politik

07 I'm too sexy for my shame!
Ein Text über Körper, Sexualität und lustfeindliche Normen

18 Heaven knows I'm miserable now ...
Was Sorgearbeit mit dem Kapitalismus zutun hat

09 Keine Klasse übersprungen
Warum „Klasse“ nicht nur mit dem Geldbeutel zu tun hat

20 HamburgHamburgYeah ...
Argumentationshilfen zu ein paar gewaltigen Protesten

11 Interview mit Zugezogen Maskulin
Der SaZ-Emo-Talk

22 You can stand under my umbrella!
Warum die radikale Linke geil und caring werden muss

12 Interview mit Waving the Guns
Ein Gespräch mit Milli Dance von Waving the Guns

24 Angebote zum Mitmachen
Letzte Seite

Impressum:

Die Straßen aus Zucker ist ein Projekt der Gruppe TOP B3RLIN und von Einzelpersonen.
<http://top-berlin.net>

Die Verteiler_innen des Hefes sind nicht mit den Macher_innen identisch. In unseren Texten verwenden wir den Unterstrich, um Trans* und Inter* Personen sichtbar zu machen. Wir verwenden die männliche Form allerdings immer dann, wenn historische oder aktuelle Situationen tatsächlich männlich dominiert waren oder sind – um damit reale vergeschlechtlichte Machtverhältnisse nicht zu verschleiern (z.B. Burschenschaftler, Diktatoren). Und wir verwenden das Binnen-I für historische oder aktuelle Kontexte, in denen Trans* und Inter* Personen nicht vorkamen oder vorkommen durften (z.B. „NationalsozialistInnen“, „IslamistInnen“).

Eigentumsvorbehalt:

Diese Zeitung bleibt bis zur Aushändigung an den_die Adressat_in Eigentum des_der Absender_in. »Zur-Habe-Nahme« ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehalts. Nicht ausgehändigte Zeitungen sind unter Angabe von Gründen an den_die Absender_in zurückzusenden.

Internet: <http://www.strassenausucker.tk>

Vi.S.d.P.: Luca Keller, Karl-Marx-Str. 47, 12043 Berlin





Kleine Geschichte des gesellschaftlichen Leids

Oder: Warum das mit den Gefühlen doch nicht so klar ist

Wer traurig ist, weint. Klingt erst mal logisch und eindeutig. Aber es gibt auch Menschen, die die Tränen unterdrücken. Andere weinen vor Freude. So schnell ist es vorbei mit der schönen Eindeutigkeit von Gefühlen: Die einen fürchten sich vor Spinnen, die anderen nicht. Oft ändert man auch seine Gefühle: Was einen früher auf die Palme gebracht hat, ist nun okay. Wer früher Angst vorm Blutabnehmen hatte, lässt sich heute schon mal vergnügt volltätowieren.

„My feelings for you have always been real“?

Gefühle sind wandel- und veränderbar. Sowohl in einzelnen Menschen selbst, als auch in den Debatten um Gefühle. Wie und warum über welche Gefühle gesprochen worden ist und wird, fällt dabei zu jedem Zeitpunkt unterschiedlich aus. Hier lohnt sich ein kleiner Blick in die Geschichte, um zu zeigen, wie vielfältig die Debatten um Gefühle sein können: Wenn wir zum Beispiel in einem Buch über das Mittelalter die Story von zwei sich hassenden Fürsten lesen, ist die Geschichte nämlich noch lang nicht vorbei. Denn wir wissen nicht, was „Hass“ in dieser Zeit bedeutete und wie eine öffentliche Bekundung des Gefühls ausgesehen hat. Wir können das nur durch unsere gegenwärtige Brille mit aktuellen Kategorien und Begriffen beschreiben. Diese ändern sich jedoch im Lauf der Zeit stetig.

So gibt es beispielsweise „verlorene“ Emotionen, die heute gar nicht mehr existieren – etwa die einstige Todsünde *acedia* (Trägheit, Antriebslosigkeit). Moderne Menschen mögen sich auch träge fühlen, dennoch würden sie diesen Zustand wohl kaum mit den Symptomen der *acedia* in Verbindung bringen: Fieber, Gliederschmerzen und eine besondere Unlust zu beten. Auch würden sie die Wurzeln dieses misslichen Zustands sicher nicht bei Dämonen oder dem Teufel suchen. Klingt verrückt, war damals aber ernsthaft so gemeint. Nun könnte man natürlich auch sagen, *acedia* existiere durchaus heute noch, nur unter anderen Namen – wie etwa „Depression“. Das allerdings gäbe noch immer nicht das vollständige Bild – die Ursachenzuschreibung an Dämonen würde fehlen. Andere Gefühle sind hingegen moderner Art: Eifersucht und die damit verbundene Vorstellung, es gehe Dir etwas verloren, wenn geliebte Menschen auch mit anderen Personen Spaß und Zuneigung teilen, wurde erstmals im 17. Jahrhundert dokumentiert und erinnert bestimmt nicht nur zufällig an die kapitalistische Tausch- und Besitzlogik.

Bürgerliches Trauerspiel

Die Debatten um Gefühle hängen eng damit zusammen, wie Gesellschaft und ihre Produktion von Gütern jeweils organisiert sind. Müssen wir uns im Deutschunterricht durch die Irrungen

und Wirrungen bürgerlicher Romane aus dem 19. Jahrhundert kämpfen, dominieren dort Sachlichkeit und Gefühlskälte zwischen den beschriebenen Figuren. Gefühle zu zeigen entsprach vor allem für Männer nicht den Anforderungen im öffentlichen Gesellschaftsbereich des sich ausbreitenden Kapitalismus: Denn dieser setzte auf die Einhaltung formaler Verträge und der Rationalität. Während Männer dazu passend als allgemein beherrscht und überlegt galten, eignete sich die allgemeine Vorstellung von Frauen als emotional, sensibel und irrational prima, damit diese sich im privaten Bereich Haushalt und Kindern widmeten. War diese emotionale Verteilung entlang klarer Geschlechterrollen in bürgerlichen Kleinfamilien alltägliche Praxis, galten ArbeiterInnen hingegen lediglich als eine unpersönliche und austauschbare Arbeitskraft, der kein Platz für Emotionen eingeräumt wurde. Die Frage, wie es Dir denn heute so gehe, hatte in der Fabrik schlicht gar nichts zu suchen.

Vor 150 Jahren, als der Kapitalismus noch stärker auf klassischer Industriearbeit beruhte, strömte die Landbevölkerung in die Städte und hatte nur die Alternativen, sich entweder bis aufs Blut ausbeuten zu lassen oder mehr oder weniger schnell zugrunde zu gehen. Da wären so manche Arbeitstage von heutiger Länge und der damit in kapitalistischen Zentren einhergehende Lebensstandard den meisten Menschen als Paradies auf Erden erschienen. Diese Menschen konnten froh sein, wenn der schmale Lohn ausreichte, um ihre Familien zu ernähren, die sich in viel zu kleinen Wohnungen drängten.

Die Frage mag zynisch erscheinen – aber hätte die Phase des Frühkapitalismus nicht die Geburtsstunde der Depression sein müssen? War der auf vielen Menschen lastende Druck zu dieser Zeit nicht wesentlich höher? Und wenn dem nicht so war – warum nicht? Eine Erklärung dafür könnte zum einen sein, dass es zu dieser Zeit für viel weniger Menschen Zugang zu psychologischen Diagnosen gab als heute – die aufkommende Psychoanalyse war auf die bürgerliche Klasse beschränkt. Mögliche Symptome bei ArbeiterInnen wurden daher schlicht nicht beachtet. Zum anderen wurde noch anders über Gefühle und Psyche gesprochen: So wies ein häufig beschriebenes Phänomen Ähnlichkeiten zur Depression auf, das jedoch heute aus dem psychischen Fachvokabular nahezu verschwunden ist – die Melancholie. Der Psychologe Sigmund Freud beschrieb sie als einen Zustand der Selbstzerknirschung, der mit Gefühlen innerer Leere, Interessenlosigkeit und dem Verlust des Selbstwertgefühls einhergeht.

Das Verwundetenabzeichen der Leistungsgesellschaft

Von Depression reden wir eher bezogen auf die heutige Gesellschaft: Die rasante Entwicklung der Wirtschaft in modernen westlichen Gesellschaften hat auch dazu geführt, dass Menschen dauernd irgendwie bei der Arbeit sind – stets gehetzt und rund um die Uhr erreichbar. Dadurch sind sie einem permanentem Druck ausgesetzt, sich als Person bewähren zu müssen. Das Resultat liegt auf der Hand: Viele halten den Druck nicht aus und werden psychisch krank – vor allem depressiv. Die Zah-

len scheinen diese Diagnose zu untermauern: Knapp über acht Prozent der Bevölkerung leiden unter Depressionen, hinzu kommen gut vier Prozent mit Burnout.

Auf dem Weg von der alten Melancholie zur heutigen Depression gibt es eine ausschlaggebende Veränderung. Die heutigen Gesellschaften erscheinen so, als ob sie einen weiten Horizont von Möglichkeiten bieten und alte moralische Verbote und Zwänge immer weiter zurückgehen würden. Klingt erst mal nice, hat aber den Nebeneffekt, dass Menschen beständig gezwungen sind, auszuwählen und obendrein noch darauf achten müssen, sich dabei für andere und die Gesellschaft attraktiv zu machen: Sei es im abwechslungsreich mit Praktika und Auslandsaufenthalten gefüllten Lebenslauf oder in der Anforderung, sich bei Instagram originell zu präsentieren.

Wo sich in den kapitalistischen Zentren die Art der Arbeit eher aus der Fabrik in Dienstleistungsbereiche, Werbeagenturen und Start-Ups verlagert, gilt es bei Vorstellungsgesprächen dieser Tage nicht mehr nur Leistungsbereitschaft für gestellte Arbeitsaufgaben zu bekunden, sondern sich begeistert als Persönlichkeit aktiv und kreativ einzubringen. Anders als bei der Arbeit am Fließband werden die Menschen dadurch auch zunehmend emotional in ihre Arbeit verstrickt und die Grenzen zwischen Arbeitszeit und Freizeit verwischen. Bei den gegenwärtigen Anforderungen der Arbeitgeber_innen, „aus sich herauszugehen“ handelt es sich genauso um Arbeitsanforderungen wie bei der früheren Forderung, „sich zusammenzureißen“. So wird ein vermeintlich errungenes Freiheits- und Selbstverwirklichungsversprechen in neue Formen des Selbstzwangs übersetzt. Gefühle werden dabei individualisiert und zur dauernden Aufgabe für die einzelnen Menschen – an der sie auch scheitern können.

Macht kaputt, was euch kaputt macht

Ist es nun der Kapitalismus, der uns krank macht? Oder gibt es einfach eine Zunahme an Diagnosen und eine Steigerung der Sensibilität für Symptome? Egal wie die Antwort ausfallen mag, fest steht jedenfalls, dass Gefühle in einem engen Zusammenhang mit der jeweiligen Gesellschaft und ihren Anforderungen an die Einzelnen gebracht werden müssen – auch wenn sie natürlich nicht ausschließlich auf sie zurückzuführen sind. Gefühle können und sollten politisiert werden, sie können so eine Kategorie der historischen und politischen Analyse werden. Vielleicht müssen wir als SaZ ab sofort auch Emotionen stärker in unsere Betrachtungen einbeziehen – ein Anfang ist mit dieser Ausgabe gemacht.

Zum Weiterlesen:

- Eva Illouz: Warum Liebe weh tut, 2011, 25 Euro.
- Alain Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst, 2004, 25 Euro.



„Wir können doch eh nichts ändern ...“

Warum das nicht zufällig die Ansicht vieler ist und was sich dagegen tun ließe

„Ob ich zur Demo gehe oder nicht, das macht doch eh keinen Unterschied!“ – Wer hat das nicht schon mal zu hören bekommen? Oder ist selber genau daran verzweifelt? Mit diesem Gefühl der Ohnmacht haben wir uns auseinandergesetzt.

Die Frage, wie viel Einfluss wir eigentlich auf gesellschaftliche Prozesse haben und inwieweit wir über unser Leben selber bestimmen können, stellt sich auch anhand anderer Probleme: Wer fühlt sich nicht erschlagen, wenn der Newsfeed tickert, dass im Südsudan sechs Millionen Menschen an Hunger leiden, in Syrien bereits 500.000 Menschen im Bürgerkrieg getötet wurden und in Folge dessen über fünf Millionen auf der Flucht sind? Ohnmacht kann uns gerade dann erwischen, wenn wir uns über den größeren Zusammenhang von Problemen bewusst werden. Zum Beispiel, dass es kein zufälliger Schicksalsschlag ist, dass ich es als Kind von Arbeiter_innen von Grund auf schwieriger mit der Karriere habe als meine Freund_innen mit Akademiker_innen-Eltern. Da kann es schon mal verlockend wirken, sich dem vorgekauften Gelaber der „Alternativlosigkeit des kapitalistischen Systems“ zu fügen und perspektivlos auf der Couch zu versinken.

Dein „Schicksal“ ist kein Schicksal

Wir sind für eine Welt, in der sich die Produktion und der Umgang miteinander nach den Bedürfnissen der Menschen richten. In einer Welt, in der das nicht der Fall ist, ist Ohnmacht eine typische Erfahrung. Angefangen damit, dass Deine Bedürfnisse in Deiner Firma im Zweifelsfall nur insoweit zählen, als sie dem Ziel der Profitmaximierung dienen oder wenigstens nicht schaden, bis hin zu der Tatsache, dass selbst Hunger nur dann gestillt wird, wenn die hungrige Person das nötige Cash mitbringt. Dass es auf Dein Bedürfnis nicht ankommt, dass Du Dich ständig messen und die Ellbogen ausfahren musst, hat jede_r von uns verinnerlicht. Und auch, dass das oftmals nicht einmal zum

Erfolg führt, weil der Otto, der den Job bekommen hat, die Ellbogen noch besser ausgefahren hat als Du.

Viele erklären sich die ständige Jagd nach dem Vorteil auch dadurch, dass sie sagen: Die Menschen sind halt von Natur aus egoistisch und Konkurrenz ist ein natürlicher Zustand. Und dann werden aber genau diese Marktmechanismen oder Standortlogiken verteidigt, die erst dafür sorgen, dass jede Person untergeht, die sich mit der Ellenbogentaktik nicht durchsetzen kann. Scheißverhalten jeder*s Einzelnen ist nicht natürlich, sondern notwendig, wenn man in dieser Gesellschaft überleben will.

Dieses Prinzip mündet in der Erfahrung, dass Du wenig Einfluss auf den Lauf der Dinge und die Anhäufung von Elend und Unterdrückung hast. Und gleichzeitig heißt es, das hier sei die beste aller möglichen Welten. Du kannst alles erreichen, wenn Du nur willst! – Kannst Du aber den gefragten Normen und Verhaltensweisen nicht genügen, bist Du nicht verwertbar und als Individuum gescheitert. Genauso wenn der Staat, in dem Du lebst, in der Krise steckt. Dann ist es direkt wieder vorbei mit Deinen Träumen von Doppelhaushälfte und Malle-Urlaub. Der Widerspruch zwischen persönlichem Wollen und gesellschaftlichem Können, vor allem die Erkenntnis, dass dafür keine Königin oder kein Banker persönlich verantwortlich ist, führt zu: Ohnmacht.

„Aber ich spende doch schon jeden Monat ...“

Der Umgang mit diesem widersprüchlichen Verhältnis kann auf individueller und gesellschaftlicher Ebene sehr unterschiedlich aussehen: Neben der insbesondere (aber nicht nur) bei rechten Hatern beliebten Suche nach Schuldigen, seien es Geflüchtete oder die EU, oder der typischen Sehnsucht nach charismatischen Führungspersonen, gibt es auch viele Menschen, die sich bei

Problemen wie Armut oder Ausbeutung mitverantwortlich fühlen. Die probieren's dann vielleicht mit bewusstem Konsum, Mitleid und Spendenaktionen und versuchen ihr Ohnmachtsgefühl eher auf individueller Ebene zu besänftigen. Hier klingt die Hoffnung mit an, dass sich das gute Leben für alle schon irgendwann melden wird, wenn viele kleine Menschen an vielen Orten eine gute Tat am Tag tun. Oder sie versuchen es mit der vermeintlichen Nische, im Regenbogencamp im Amazonas oder in der einsamen Hütte in Alaska.

Im Gegensatz dazu kann Hoffnungslosigkeit aufgrund der eigenen Ohnmacht sogar soweit gehen, dass sie in gewalttätigen Allmachtsphantasien wie Amokläufen mündet oder zu innerer Resignation, Depression und schließlich auch zu Selbstmord führt. Anstatt die Ursache gesellschaftlicher Probleme darin zu suchen, wie das Leben und die Gesellschaft organisiert sind, werden Schuld und Verantwortung häufig auf Individuen geschoben, seien es die „Anderen“ oder schließlich man selbst. Griechenland erlebte infolge der Krise seit 2008 den größten Anstieg der Selbstmordrate seiner jüngeren Geschichte – hier haben wir es wieder mit der harten ökonomischen Realität von Ohnmacht zu tun. Da hilft es möglicherweise auch nicht, wenn man weiß, dass es „dem System“ zu verdanken ist, wenn ich ab dem nächsten Monat hungern werde, weil dann mein Jahr Arbeitslosengeld I abgelaufen ist.

Wege hinaus

Das Erkennen von größeren Zusammenhängen hinter unseren Problemen kann also erstmal zu mehr Ohnmachtsgefühlen führen. Gleichzeitig ist das aber auch der Schlüssel zur Bekämpfung von Ohnmacht: Durch die Erkenntnis kann mir als Einzelne*r bewusst werden, dass meine privaten Probleme vielleicht gar nicht so individuell sind, wie sie sich anfühlen. Wenn ich meinen Erfahrungen Namen wie „Diskriminierung“, „Sexismus“ oder „strukturelle Benachteiligung“ geben kann, dann fühlt sich mein Nachteil plötzlich nicht mehr wie meine Schuld an. Ich kann ihn als Teil von Unterdrückungsmechanismen verstehen und diese Erfahrungen analysieren und kritisieren, andere Menschen darauf aufmerksam machen und Gegenstrategien überlegen. Auch in der Auseinandersetzung mit Leistungsansprüchen tut es gut, mal ein bisschen sauer auf dieses Prinzip zu sein, das uns

dauernd als Konkurrent_innen aufstachelt und behauptet, dass wir uns schlecht fühlen sollen, wenn unsere Arbeitskraft nicht optimal eingebaut ist.

Der große Umsturz, der das alles ändern würde, scheint im Moment eher unwahrscheinlich. Damit es nicht so bleibt, kann es helfen, sich mit diesem vielbeschworenen Kapitalismus und seiner Entstehung auseinanderzusetzen. Dieser ist ja letztlich auch nur eine unter bestimmten historischen Bedingungen entstandene Möglichkeit – es müssen also auch andere existieren. Das bedeutet, dass das, was wir in dieser Gesellschaft für normal halten und dem wir versuchen zu entsprechen, nicht zwangsläufig so bleiben muss. Und dass wir neue Perspektiven entwickeln können, die eine andere Gesellschaft denkbar machen, wenn wir die Hintergründe dieser Normen und ihren Zusammenhang zum Verwertungs- und Leistungszwang verstehen. Die Weise, wie sowohl unser privates Leben als auch die globalen Verhältnisse derzeit organisiert sind, ist nicht in Stein gemeißelt, sondern durchaus veränderbar. Und wenn wir deren Funktionsweisen und Widersprüchlichkeiten offenlegen, dann rückt diese Veränderung und damit die Überwindung der Ohnmacht vielleicht etwas näher.

Und vor allem gilt: Allein bist Du ohnmächtig, zu vielen schon deutlich weniger. Und wenn man sich das Ziel setzt, zusammen für die befreite Gesellschaft zu kämpfen, dann kann aus Ohnmacht Selbstermächtigung werden. Damit kommen wir leichter aus der Krise raus und einen Schritt näher zu einem Leben ohne Repression, in dem es um Bedürfnisse der Menschen geht.

Zum Weiterlesen:

- Plan C : „Six Theses on Anxiety“ - <https://www.weareplanc.org/blog/we-are-all-very-anxious/>
- Aufruf der Kampagne „Raus aus der Ohnmacht!“ der Radikalen Linken Österreich – <http://radikale-linke.at/de/2016/10/10/raus-aus-der-ohnmacht-2/>
- Artikel der TOP B3rlin „Staat.Nation.Kapital.Scheiße.“ – <http://top-berlin.net/de/texte/aufrufe/staat-nation-kapital-scheisse>

ANZEIGE



YOUNG MIGRANTS BLOG

PERSPEKTIVEN FÜR EINE GESELLSCHAFT DER VIELEN

We are the future in the present –
aus dem Norden, Süden, Osten, Westen; migrantisch, deutsch, mit und ohne Integrationshintergrund, antirassistisch, jung, künstlerisch, politisch, neugierig und selbstbewusst.

Wir schreiben über unser Leben, unsere Sicht auf die Dinge, kritisch, wütend, amüsiert, solidarisch, quer und queer.

SEI DABEI UND BLOGGE MIT! WWW.YOUNGMIGRANTS.BLOG

Schreib uns: ymb@rosalux.org | Facebook www.facebook.com/YMB.RLS | Twitter twitter.com/ymigrants | Instagram www.instagram.com/jungemigranten



I'm too sexy for my shame!

Ein Text über Körper, Sexualität und lustfeindliche Normen

Alle schönen und aufregenden Gefühle nehmen wir über unseren Körper wahr – Verliebtsein, Lust haben, euphorisch oder entspannt sein. Mit dem Körper können wir so viele verschiedene spannende Erfahrungen machen – und doch bleibt es oftmals nur bei der Möglichkeit. Real sieht es ganz anders aus. Da fühlt man sich oft klein, niedergedrückt, bedrängt, Sexualität macht keinen Spaß, sondern Angst. Da ist Elif mit Tom zusammen, nur weil der als der Sportlichste der Klasse gilt. Als Dank darf sie sich bei seinen Spielen als Trophäe an seiner Seite zeigen. Dafür investiert sie viel, rennt ständig ins Fitnessstudio und braucht morgens 'ne Stunde im Bad. Aber zieht trotzdem beim Sex immer den Bauch ein. Das tut auch Tom, außerdem steht er eigentlich eher auf Jungs, hat aber Angst, dadurch seine Freunde zu verlieren. Diese sind wiederum nicht so sportlich wie er, ärgern sich, dass sich immer alles um Tom dreht und lassen das an den noch Unsportlicheren der Klasse aus.

Hört sich wie eine schlechte Soap an, aber oftmals ist das Leben in dieser Gesellschaft leider nicht viel besser. Das ist jedoch kein individuelles Schicksal, sondern gesellschaftlich. Alles ist hier von Normen durchzogen, was zählt ist der „Marktwert“ des Einzelnen und jeder hat gelernt, sich „gut zu verkaufen“. Das wirkt alles nochmal anders, ob Du Dich als männlich, weiblich oder keinem Geschlecht zugehörig verstehst. In diesem Artikel soll es um all die Dinge gehen, die auf der ganz persönlichen, körperlichen Ebene dem guten Leben entgegenstehen. Und welche Versuche es gibt, dass das anders werden könnte.

Das Problem ist nicht dein Arsch

Viele wissen, dass Körpervorstellungen historisch entstanden sind. Im Griechenland der Antike war das „schöne Geschlecht“ männlich, im Europa der Renaissance galt die hohe Stirn als hot, so dass man sich den Haaransatz zupfte, und lange waren

dickere Frauenkörper das Schönheitsideal. Dass Normen sich auch wieder ändern können, scheint erstmal logisch. Schwieriger wird es dadurch, dass sie sich nicht zufällig entwickelt haben. Sie sind mit der Organisation der Gesellschaft, also mit Herrschaft verknüpft. So ist mit dem Kapitalismus ein anderer Maßstab in die Welt gekommen, Standardisierungen griffen um sich, die Arbeitskraft der Menschen wurde zur Ware. Wenn sich das zudem auf zwischenmenschliche Beziehungen ausweitet, kann es kein Zufall sein, dass das auch nicht vor unserem Verhältnis zu uns selbst und unseren Körpern Halt macht.

Boys don't cry

Deswegen geht auch die Forderung, dass sich Körpernormen ändern sollen, am Problem vorbei: Die TV-Sendung „Curvy Supermodel“ ist dafür das beste Beispiel. Hier werden wie beim gewöhnlichen Topmodel-Format Frauen gecastet und jede Woche wird eine aussortiert. Wie in den Darstellungen von den Frauenkörpern, die uns täglich umgeben, gilt auch hier: Schön ist eine schmale Taille, ein flacher Bauch und so weiter. Der einzige Unterschied besteht darin, dass die Idealmaße hier etwa 20 Zentimeter mehr Hüftumfang zulassen. Natürlich ist es etwas besser, den Zuschauer_innen ein Ideal anzudrehen, das keine Abmagerung auf ein lebensgefährliches Untergewicht erfordert. Die Message ist hier trotzdem: Der soziale und berufliche Wert einer Frau bemisst sich an ihrem Aussehen.

Das gilt nicht für Männer. Und doch unterliegen auch diese in unserer Gesellschaft einem Körperideal, das von ihnen verlangt, fünfmal die Woche zum Fitness zu gehen und hart gegen sich zu bleiben: „no pain – no gain“. Er ist cool, sooo cool – und die „shoulder to cry on“ (Bravo Girl), sollte aber selber nicht weinen müssen, und die idealen Mädchenschultern sind zum Anlehnen auch eh zu schmal. Jeder Junge hat diese Gewaltgeschichte erlebt.

Sich das als Mann einzugestehen, wäre ein erster Schritt. Denn es verletzt andere und Dich selbst.

Eine andere Sexualität ist möglich

Die Normvorstellungen über den Körper funken dann auch in die Sexualität rein. Der Frau gehört ihr Körper nicht wirklich und die Grenzen, was sich als Frau gehört, sind deutlich enger. So wird der Typ, der mit vielen Frauen schläft, von vielen als toller Hecht betrachtet, während die Frau, die das tut, Gefahr läuft, als Schlampe zu gelten. Wie absurd! Aber auch als Mann wirst Du an einem Ideal gemessen, dem die wenigsten entsprechen können oder wollen, z.B. jederzeit bereit für Sex zu sein.

Eine Kritik an der Gewalt solcher Normen erfordert vor allem Ehrlichkeit. Manchmal setzen Feminist_innen etwa einem traditionellen weiblichen Körperbild den Wunsch einer athletischen Statur entgegen. Oder bei Antifa-Typen entsteht ein Körperkult, der mit dem Wunsch nach Sportlichkeit begründet wird, anstatt damit, kräftig und maskulin aussehen zu wollen. Und diese alternativen Ideale können dann genauso viel Schmerz und Unzufriedenheit auslösen wie das konventionelle Bild der Perfektion aus der Werbung. Also sind auch die, die sich den Normen entgegenstellen, nicht frei von ihnen.

I like big butts and I cannot lie

Aber wenn die Erweiterung der Norm nicht die Lösung ist, was dann? Das Problem liegt ja nicht nur darin, was andere über unser Aussehen denken. Wir werden nicht einfach nur belogen, sondern haben die ganzen Vorstellungen darüber, wie Körper aussehen sollen, verinnerlicht. Wenn wir uns nur wohl fühlen können, wenn wir einem ganz bestimmten Bild von „schön“ oder „sexy“ entsprechen, brauchen wir die Diät ja wirklich, um zufrieden und selbstbewusst zu sein. Und dass das nicht eingestanden wird, macht die Rede von der inneren Schönheit zur Lüge.

Der erste Schritt könnte sein, sich nicht damit abzufinden, sondern zu sagen: Das macht mich unglücklich! Die Erkenntnis kann zur Wut auf eine Welt werden, in der solche Einteilungen vielen Menschen den Spaß am eigenen Körper verderben. Doch den Struggle alleine zu erleben ist meist wenig hilfreich und kann uns ohnmächtig fühlen lassen.

Ein anderer Zugang ist die offene Konfrontation der Gewalt von Schönheitsidealen. So sind Gegenbewegungen wie „Body Positivity“ und „Fat Acceptance“ entstanden. Hier machen Menschen ihren Kampf mit dem eigenen Aussehen öffentlich und zeigen, wie sie sich mit einem Körper außerhalb der Norm anfreunden konnten. Der Versuch, den Körper ohne erlernte Bewertungen wahrzunehmen, kann helfen, ein anderes Empfinden zu sich selbst zu entwickeln. Obwohl sich hier eine große Szene entwickelt hat, bleiben diese Strategien aber auf der individuellen Ebene.

Das Private wieder politisch machen

Die Feministinnen der 1970er Jahre würden jetzt sagen: Vergiss deine Coolness und lern dich selber kennen. Suche Menschen, denen es ähnlich geht. Feministische Gruppen der zweiten Frauenbewegung haben die Unsicherheiten mit dem eigenen Körper und Erfahrungen mit sexueller Unterdrückung als kollektive Erfahrungen aufgezeigt und hieraus Gesellschaftskritik entwickelt. Auch heute machen Selbsterfahrung und Gruppengespräche über Fragen zu Körperempfinden, Normen und Sex viel Sinn. In der Gruppe kann diskutiert werden, was an unseren schlechten Körpererfahrungen gesellschaftlich geprägt ist und das persönlich erlebte Gefühl politisiert werden. Bevor wir uns von Normen befreien können, müssen wir aber etwas anderes loswerden: unsere Coolness. Das Reden über anderes Erfahren von Körpern und Sexualität ist ein seltenes Thema linker Politik. Doch wenn diese unser Leben verbessern soll, müssen auch solche Dinge ausgesprochen werden, die peinlich berühren und nicht nur solche, bei denen man abgeklärt mit der klügsten Analyse beeindruckt werden kann.

Ohne Angst uncool sein

Wenn es als uncool gilt, all das anzusprechen, haben wir ein Problem. Hier ist der erste Schritt, sich darüber klar zu werden und auch in politischen Gruppen zu reden. Keine Gefühle zeigen und immer souverän sein zu wollen, steht einem guten Leben für alle entgegen. Und auch beim Sex ist es immer noch das Revolutionärste zu sagen, was ist: Was gefällt Dir, wie könnte es sich besser anfühlen, was magst Du gar nicht? Den eigenen Körper und Begegnungen mit Anderen auf neue Weise zu genießen, kostet Überwindung. Zuerst zum Eingeständnis, dass wir selbst in diesem intimen Bereich unseres Lebens der Gewalt kapitalistischer, patriarchaler und heteronormativer Prinzipien ausgesetzt sind. Außerdem den Mut, über die eigenen Unsicherheiten und Bedürfnisse zu sprechen und es auszuprobieren, Dinge anders zu machen. Es verspricht sich zu lohnen.

Zum Weiterlesen:

- Alexandra Kollontai: Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin, 2015, 8 Euro.
- Barbara Eder, Felix Wemheuer: Die Linke und der Sex, 2011, 13 Euro.
- Volkmar Sigusch: Sexualitäten – Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten, 2013, 40 Euro.
- „Prothetisierung und Sowjetmacht“ in: Phase 2, <http://phasezwei.org/hefte/artikel/prothetisierung-und-sowjetmacht-307>
- Ulrike Heider: Vögeln ist schön. Was von der Sexrevolte 1968 übrig blieb, 2014, 15 Euro.

Keine Klasse übersprungen

Warum „Klasse“ nicht nur mit dem Geldbeutel zu tun hat, sondern auch eine spürbare Erfahrung ist

Wenn Du in Bayern nach der Grundschule einen schlechteren Notendurchschnitt als 2,3 hast, dann darfst Du nicht auf's Gymnasium gehen. Eigentlich. Im konkreten Fall einer der Autor_innen dieser Zeilen war das aber anders: Trotz eines viel schlechteren Durchschnitts wurde sie sogar vom Lehrer auf das vielversprechende humanistisch-musikalische Gymnasium empfohlen. Klavierspielen, Hesse lesen und im Chor singen, und das nur, weil ihre Eltern aus der Mittelschicht kamen und der Lehrer dachte: „Aus der wird nochmal was.“ Völlig smooth ging sie also auf die Schule, die sie auf das fast notwendig folgende Studium vorbereitete. Und das stand auch nie zur Debatte. „Klasse“ wurde für sie insofern spürbar, als ihre beste Freundin mit dem gleichen Durchschnitt, aber den anderen elterlichen Berufen, auf eine andere Schule kam. Vielleicht fand die das gar nicht seltsam und dachte selber, sie sei „eher so der Typ fürs Praktische“. All das hieß auch: kein gemeinsames Nintendo-64-Zocken nach der Schule mehr, keine zusammen mit feuchten Händen gekritzelten Liebesbriefe, die Freundschaft zerbrach.

Wenn wir von „Klasse“ reden, dann meinen wir damit erst einmal etwas ziemlich Konkretes: Im Kapitalismus, das werden wir ja nicht müde zu erzählen, gibt es nunmal diejenigen, denen die Produktionsmittel gehören – also die Fabriken und alles, was es braucht, um Waren herzustellen – und diejenigen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen. Die also, ob sie es wollen oder nicht, tagtäglich arbeiten gehen müssen, um über die Runden zu kommen. Das sind die meisten von uns. Innerhalb dessen gibt es natürlich noch Abstufungen: Es gibt (Schein-)Selbstständige, Beamte und Kleinunternehmer_innen. Es gibt Leute mit Abi, die in den gleichen Firmen wie Leute mit Hauptschulabschluss arbeiten, und Festangestellte treffen dort auf Leih- und Zeitarbeiter_innen – und verdienen für die gleiche Arbeit unterschiedliches Geld #dankespd. Auch wenn die Unterscheidung zwischen Besitzenden und Nicht-Besitzenden von Produktionsmitteln das grundlegende Prinzip dieser Gesellschaft ist, äußert sich „Klasse“ also feiner und differenzierter. Es geht nicht nur darum, wie viel jemand besitzt, sondern auch um Gruppenzugehörigkeiten, Schul- und Uniabschlüsse, Kultur, Beziehungen und Kontakte, die einem das Leben und Arbeiten erleichtern.

She works hard for the money

Klasse ist deswegen auch etwas, was wir immer wieder erleben und spüren. Das Gefühl von Unsicherheit, wenn man in einem Theater oder einer Oper landet und die Umgangsformen nicht versteht. Das Gefühl von Sicherheit, wenn man weiß, dass man später von den Eltern ein Haus erben wird. Das Fehl-am-Platz-Fühlen an der Uni, wenn man als Erste in der Familie studiert und ständig Angst hat, als „Proletin“ aufzufliegen – als würde einem jemand irgendwie auf die Schliche kommen.

Klasse ist aber auch etwas, das wir durch unser Handeln im Alltag festigen. Man grenzt sich durch verschiedenste Aspekte

voneinander ab: Welche Marken trage ich, wie viele und welche Bücher stehen bei mir zu Hause, trinke ich eher teuren Rotwein oder doch das Billigbier vor dem Kiosk? Unsere Lebensstile, Geschmäcker, Verhaltensregeln, unser Humor – wie jemand spricht, tanzt, lacht, liest, all das hat mit Klasse zu tun. Am sichtbarsten wird das, wenn sich über die „Prols“ lustig gemacht wird, wenn das „Unterschichtsfernsehen“ Mandys und Kevins abgefuckten Alltag zeigt – und zwar nicht, um auf diese abgefuckte Gesellschaft zu verweisen, die immer wieder notwendigerweise Armut und Verzweiflung produziert, sondern damit die Zuschauerin sich eben noch einen Tacken besser fühlen kann als die Abgehängten, die zu Hause rumhängen und fernsehen. Das zeigt sich aber auch bei Schulmotto-Wochen, wenn Abiturient_innen beim „Assi-Tag“ alle in Jogginghosen und mit Plastiktüten rumlaufen.

Diese Haltung heißt „Klassismus“, also Vorurteile aufgrund der sozialen Stellung, die sich vor allem gegen Arme, Prekäre und Arbeitslose richten. Meistens ist das Ganze noch mit einer gehörigen Portion Rassismus vermischt, bei der „die Unterschichten“ dann als migrantisch dargestellt werden. Und auch in linken Kreisen zeigt sich Klassismus: Wenn es den einen schwer fällt, lange und schwierige Texte zu lesen, weil sie nie die Ruhe hatten, das zu Hause zu machen. Und gleichzeitig ist das Lesen und Schreiben von Texten voller Fremdwörter eine Voraussetzung für die Arbeit in einer Politgruppe. Oder wenn alle die neuesten Sneaker haben oder einfach so auf das teure Techno-Festival fahren können – und die anderen deswegen irgendwie rausfallen. Oder wenn es den einen leicht fällt, auf den Job, die Uni oder das Stipendium zu scheißen, weil sie im Zweifelsfall von den Eltern finanziell aufgefangen werden – und die anderen ackern gehen müssen und dafür noch als „bürgerliche Spießler“ dargestellt werden.

Arm, aber nicht sexy

Linke Kapitalismuskritik wird häufig als Ablehnung von Reichtum ausgedrückt. Das ist aber ein falscher Ansatz, denn erst einmal ist es doch gut, wenn Leute die Sachen haben, auf die sie Lust haben. In der Welt, für die wir streiten, wäre das zumindest so. Das Abfeiern von Armut in manchen linken Kreisen verdeckt überdies noch, dass es einen Unterschied macht, ob Du Second-Hand-Klamotten trägst, weil Du sie schön findest oder weil Du Dir nichts anderes leisten kannst. Das zu verdecken erschwert eine ehrliche Debatte über Ungleichheiten.

Wie damit umgehen? Wenn es um andere Herrschaftsverhältnisse in der Gesellschaft geht, dann wird oft empfohlen, die „eigenen Privilegien“ zu checken. Sich zum Beispiel zu fragen, wie männliches Verhalten auf andere wirkt und auch dominante Redestrukturen zu hinterfragen. Über „Klasse“ wird wenig gesprochen – die Frage, wie viel man eigentlich verdient oder mal erben wird, ist häufig tabu. Sicherlich ist es sinnvoll, das mal auf den Tisch zu packen. Auch, damit man gemeinsame

solidarische Strukturen aufbauen kann, bei der zum Beispiel nicht alle in einer Reisegruppe das Gleiche zahlen, sondern es nach Bedarf und Geldbeutel geht.

Und weil Klasse eben auch in unser alltägliches Denken, Fühlen und Handeln eingeschrieben ist, können wir konkrete Erfahrungen und Äußerungen von Leuten in den Blick nehmen und auch als Ausdruck ihrer Klassenstellung verstehen und hinterfragen. Aber gleichzeitig ist Klasse, siehe oben, halt nicht nur in unseren Köpfen. Der Kapitalismus ist eben eine „Klassengesellschaft“ und in der wird es notwendigerweise immer auch Gewinner und Verlierer geben. Es ist ein Mythos zu glauben, dass alle studieren gehen könnten, denn es muss in der abgefuckten Logik dieses Systems auch die geben, die für wenig oder gar keine Kohle putzen, ernten, Popos abwischen. Es ist also keine Phrase sondern Realität, wenn diese Klassengesellschaft abgeschafft werden muss, als Bedingung dafür, dass niemand mehr sich schämt. Es geht daher nicht um das „Aufwerten“ unterschiedlicher Lebensweisen – obwohl es stimmt, dass der Opernbesuch um keinen Deut geiler ist als das letzte Haftbefehl-Konzert. Aber wichtiger als das Aufwerten ist das Abschaffen der Verhältnisse, die dazu führen, dass manche nichts haben und andere alles. Gemeinsam entscheiden, was und wie produziert wird, ob nun bei Beethoven oder bei Youtube-Stars – dit wäre stattdessen wirklich klasse.

Zum Weiterlesen:

- Andreas Kemper/Heike Weinbach: Klassismus, Eine Einführung, 13 Euro.
- Didier Eribon: Rückkehr nach Reims, 18 Euro.
- Gruppen gegen Kapital und Nation: Kapitalismuskritik-Broschüre, S. 98-122, <https://gegen-kapital-und-nation.org/page/die-misere-hat-system-kapitalismus>

ANZEIGE



Mehr Sinn!

Die Kuh ist vom Eis. Die Bundesregierung konnte ihre Visionen nahtlos umsetzen. Mit ihrem historischen Reformwerk, das nun in trockenen Tüchern ist, hat sie ein für allemal die Weichen gestellt. Indessen ist in der Bevölkerung die Schere zwischen Arm und Reich größer geworden. Dennoch muss die Regierung nicht zurückerudern. Der kleinere Koalitionspartner stärkt der Bundeskanzlerin nach wie vor den Rücken, indem er ihr den Rücken freihält, sodass sie weiter Rückenwind hat. Kritische Stimmen, die sich zunächst gemehrt hatten, warfen keinen Schatten auf die Regierungsbank, sondern gingen unter. Die Regierungsmannschaft bröckelt nicht, sondern hält weiter Kurs. Ein Bruderzwist ist nicht in Sicht. Fest steht: Über der Bevölkerung, die sich noch immer in einem Dornröschenschlaf befindet, obwohl sie massiv der Schuh drückt, wird weiter das Damoklesschwert Hartz IV schweben. Es bleibt also eine Zitterpartie. Doch das Zeitfenster, in welchem die Parteien akuten Handlungsbedarf nach weitergehenden Reformen anmelden können, bleibt weiterhin geöffnet. Die Parteien schnüren und bündeln hinter verschlossenen Türen schon neue Reformpakete. Und es ist wohl mehr Peitsche als Zuckerbrot zu erwarten. Wenn die Zeichen der Zeit nicht erkannt werden und nicht bald ein zündender Funke überspringt und einen flächendeckenden Flächenbrand entfacht, wird der Widerstand, der momentan anzunehmen ist, nicht kurzfristig nicht umgesetzt werden. Und wenn die Regierung sich nicht ein weiteres Mal den Reformmotor anwirft und grünes Licht für so viele Reformen gibt, kann der Zug jetzt schon als abgefahren gelten. Die Zeichenfrage ist, was es gelingen kann, dass Teile des außerparlamentarischen Widerstands sowie linke, antizipatorische Strukturen und Praxen sich schon im Vorfeld organisativ vernetzen, um zeitnah Druck aufzubauen. Aber es wird wohl nichts draus. Und alle gucken dann abermals in die Röhre bzw. dumm aus der Wäsche.

Volllabern lassen können Sie sich woanders!

JUNGLE-WORLD.COM

Jungle World Wer braucht schon Freunde?

ANZEIGE



WER SCHNEIDET STIMMT ZU? GEGENFD & RECHTSRUCK >>NIKA.MOB

TIME TO GET ORGANIZED >> NIKA.MOBI

NATIONALISMUS IST KEINE ALTERNATIVE

ANZEIGE



Aufklären+Müdahale Aydınlatma Einmischen

www.nsu-watch.info

NSU-watch

Unterstützen Sie jetzt die unabhängige Beobachtungsstelle

Spendenkonto
Kontoinhaber: apahiz e.V.
BIC: BFSWDE33HAN
IBAN: DE44 1002 0500 0003 3208 03
Bank für Sozialwirtschaft
Stichwort: Beobachtung



Interview mit Zugezogen Maskulin

Der SaZ-Emo-Talk

SaZ: Ihr singt: „Wir distanzieren uns nicht von unseren autonomen Fans“. Musstet ihr das nach Hamburg, hört mittlerweile der spaßige Bezug auf Linksradikales auf?

Testo: Nein, aber wir singen auch nicht: Zündet Autos an, dann wären wir vielleicht häufiger gefragt worden.

Wie wurdet ihr denn politisiert?

Testo: Ich bin überhaupt nicht politisiert worden, bin in Meck-Pomm aufgewachsen, fand schon relativ schnell Nazis uncool und war dann erst Punkrock und dann HipHop zugeneigt. Ich glaube, das war das erste Mal, dass für mich so Bauch-Linkes klar wurde: Alle Menschen sind gleich, niemand soll diskriminiert werden ... Aber ich schreibe auch heute nicht meine Musik nach einem Theoriegebäude, es ist dabei nicht mein Anliegen, den Soundtrack für die linke Jugend zu machen. Ich will schon politisieren, aber ich hab gerade eher mehr Fragen als Antworten.

Grim104: Ich bin auf dem Dorf aufgewachsen und da gab es dann die eine linke politische Gruppe, die ich als total lustfeindlich wahrgenommen habe. Das waren so moralisch überlegene Superlinke.

Ich kenn solche Leute gar nicht, wer hat denn gerade in der radikalen Linken die festen Antworten außer das Dagegensein, den Standpunkt der Kritik? Wir erleben viel Ratlosigkeit, wie man weiter weitermachen soll angesichts des rechten Durchmarschs. Wo sind denn die, die alles wissen?

Testo: Das Bild bildet sich wohl einfach durch Leute raus, die bei FB schreiben: Positioniert Euch jetzt mal dazu!

Unsere neue Ausgabe beschäftigt sich mit Gefühlen in Zeiten der kapitalistischen Produktionsweise. Ist Musik die Sphäre der Gefühle? Wie spielen die im Rap eine Rolle?

Grim104: Was auf jeden Fall im Rap nicht stattfindet ist so etwas wie Zweifel, „Fühle ich mich gerade hier wohl?“ usw. Auch Schwäche spielt keine Rolle. Dass man nicht die ganze Zeit performen kann, überhaupt das Gefühl der Uncoolheit und des sich abgemeldet oder bescheuert Fühlens, das sind auf jeden Fall die Gefühle, die wenig Platz finden.

Aber macht ihr da mit Songzeilen wie „Euer Rap geht Frauen unter die Haut? (Schön)Twilight tut’s auch!“ nicht mit?

Testo: Ich würd das heute nicht mehr so schreiben. Natürlich soll Gefühl im Rap vorkommen, aber das ging gegen gespieltes Gefühl und da sag ich: Lieber ein guter Song darüber, dass man der Krasseste ist als schlechte Emo-Songs. Ganz grundsätzlich ist beim Kunstmachen das Gefühl das Entscheidende und was man stattdessen heute bei 80% des Rap mitkriegt ist der Soundtrack zum Christian Lindner-Startup-Mindset. Also performen, keine Schwäche, also Schrott. Aber dafür kommen ja jetzt wir. Und ich finde es gerade gut, wenn das Rap-Künstler dann wirklich zeigen, dass sie schwache, unsichere Momente haben.

Testo: Diese Instagram-Welt kotzt mich an, in der alles geleckert und glattgelutscht ist und hadern, straucheln, zweifeln, uncool, unsicher sein gibt es da eigentlich nicht und wenn ich das fühle, bin ich irgendwie unnormale. Das führt einfach dazu, dass man dann irgendwann depressiv wird, weil man den traurigen, schwachen Anteil seiner Person nicht mehr traut auszuleben. Ein erfolgreiches Leben ist immer das glückliche, entspannte Leben und alles andere darf es nicht sein. Und wenn ich das nicht habe, liegt es an mir, liegt das an mir persönlich, dann muss ich mehr Yoga machen.

Wenn man sich aber nun Testo oder Zugezogen Maskulin nennt, geht dann das Nicht-Schwächezeigen mit dem Selbstbild nicht einher?

Grim104: Naja, den Namen haben wir uns ja wegen Westberlin Maskulin gegeben und nicht deswegen, weil ich jetzt der total maskuline Typ bin. Es macht mir ja auch Spaß, mich auf der Bühne feminin zu bewegen und das damit zu brechen.

Testo: Aber es macht auch total Spaß auf der Bühne, sich total übermaskulin zu bewegen, um Denkprozesse anzuregen. Ich sehe mich dem maskulinen Geschlecht zugehörig, aber daraus leite ich keine Handlungsanleitung ab, so: Mann muss so oder so sein, sondern Du kannst so sein, wie Du möchtest.

Grim104: Jetzt haben wir aber natürlich auch das Glück, dass wir uns in recht aufgeklärten Milieus bewegen und zwischen so Rollen switchen können. Gerade wenn man über Rap spricht, muss man aber auch über Milieus sprechen, in denen nicht zulässig ist, einfach zu sagen, dass man sich auf der Bühne gerne feminin bewegt. Da genießen wir einen totalen Luxus. Und natürlich gibt es eben auch Momente – ich will jetzt nicht zuviel deep talk machen –, in denen mir zum Heulen zu Mute ist und ich das nicht zeig'.

(Lacht) Schau, wie gut sich das anfühlt, wenn man das sagt!

Grim104: (Lacht) Naja, das werd ich jetzt auch nicht in dieser Therapiestunde mit der Straßen aus Zucker rauslassen.

Testo: Ich muss auch sagen, dass ich lange Zeit so durchs Leben ging, Mann muss hart sein, keine Schwäche zeigen und es damit mir auch irgendwann total schlecht ging. Und als dann Bushido oder auch Fler sagten, dass sie unter Depressionen leiden, war mir das in der damaligen Situation echt wichtig. Aber im Rap gibt es ja immer dieses bipolare: Ich bin der Krasse, ich bin aber auch melancholisch. Vielleicht bricht das also damit auch nicht wirklich.

„Ich selbst habe noch keinem Menschen das Jochbein gebrochen.“

Ein Gespräch mit Milli Dance von Waving the Guns über Gefühle, Gewalt und Battle-Rap

In Euren Texten spielt die Gewaltfrage eine große Rolle. Nach den G20-Protesten in Hamburg ist das Thema auch wieder präsent. Was macht es mit Leuten, wenn sie dauernd mit Gewalt konfrontiert sind?

Man wird entweder ängstlich, stumpft ab oder wird auch selber gewalttätig. Ich bin kein Freund von Gewalt und suche sie in der Regel auch nicht. Aber sie ist einfach da, überall in der Gesellschaft. Daher sollte auch der Umgang mit Gewalt präsent sein.

Aber wie kann man das zum Beispiel seinen Freund_innen oder Eltern vermitteln?

Indem man ordentlich hinsieht. Bleiben wir bei Hamburg: Die Polizei konnte dort machen, was sie wollte und das überträgt sich dann natürlich auch. Und dass gezeugnet wird, dass es in Hamburg Polizeigewalt gegeben hat, ist doch Blödsinn. Darüber muss gesprochen werden. Lass uns einfach ehrlich sagen: Ja, es gab Gewalt auch von linken Demonstranten, auch in solcher Form,

dass ich die Sinnhaftigkeit nicht sehen kann. ABER: So etwas entsteht nie aus dem Nichts und zu behaupten, dass die Polizei in der Opferrolle war, ist pure Heuchelei. Die offensichtliche Realitätsverweigerung der Öffentlichkeit ist erschreckend. So würde ich das versuchen zu vermitteln.

Unsere aktuelle Ausgabe beschäftigt sich mit Gefühlen im Kapitalismus. Gibt es da für dich einen Zusammenhang?

Das ist natürlich eine sehr große Frage. Es geht aktuell immer mehr darum, sich dauernd selbst zu vermarkten, zu inszenieren und optimieren. Der Nutzen für sich selbst wird immer zentraler. Das führt dann schon zu einer gewissen Entsolidarisierung und einem Rückgang von Empathie. Wenn ich immer sehen muss, wo ich bleibe, kann ich immer weniger sehen, wo die anderen bleiben.

Ihr bezeichnet euch auch selbst als linksradikal. Gibt es einen genuin linksradikalen Umgang mit Gefühlen?

Für mich ist wichtig, dass die radikale Linke eine stark menschliche Seite hat. Da gehören Empathie, Solidarität und Gemeinwohlorientierung einfach dazu. Dabei muss man aber auch immer die materiellen Grundlagen bedenken, wo Leute herkommen, was sie mitbekommen und gelernt haben: Wenn ich nie erfahren habe, dass sich Leute um mich kümmern, werde ich das bei anderen natürlich auch nicht unbedingt machen. Man muss sich immer die Frage stellen, wie Gefühle entstehen und was die gesellschaftlichen Grundlagen sind.

Das ist ja auch innerhalb der Linken eine Debatte. Sowohl zwischen Linken aus Stadt und Land als auch in gewisser Weise zwischen eher sogenannten prolligen und eher intellektuellen Linken.

Ja, das ist ein großes Problem. Auch innerhalb der radikalen Linken gibt es Klassismus und Sozialchauvinismus. Die Arroganz eines Teils der Linken nervt mich wirklich. Ich verurteile prollige oder nicht so gebildete Leute nicht von vornherein, auch wenn sie nicht immer einen politisch richtigen Sprachgebrauch haben. Die können trotzdem korrekt sein. Das Herabschauen auf Andere mit anderen Voraussetzungen ist problematisch. So eine elitäre Art schafft wiederum Ausschlüsse.

Aber wie klappt denn diese Verbindung? Nur weil man nicht immer gleich geschlechtsneutral spricht, muss das ja im Umkehrschluss nicht heißen, gleich zum Beispiel von Bastarden zu sprechen, wie Ihr das macht. Gibt es da nicht etwas dazwischen?

Grundsätzlich braucht es natürlich die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen. Die Frage muss doch sein, wie man konstruktiv zusammen kommt. Da muss man dann vielleicht auch mal Widersprüche aushalten und damit klar kommen, dass die Welt nicht einfach nur schwarz und weiß ist. Die Leute hätten gerne die Komplexität vereinfacht. Aber nur weil man in einer Antifa-Proll-Gang ist, heißt das ja noch nicht notwendigerweise, dass man Sexist ist. Und nicht alle, denen Sprache wichtig ist, sind verklemmt und spießig. Ich will Leute nicht ausschließen. Aber ehrlich: das schaffe ich natürlich nicht immer.

Du sprachst vorhin von Gemeinwohl. In euren Texten gibt es aber auch viel Wut. Leuten das „Jochbein brechen“, wie ihr schreibt, und Solidarität gehen ja schwer zusammen. Woher kommt der Hass?

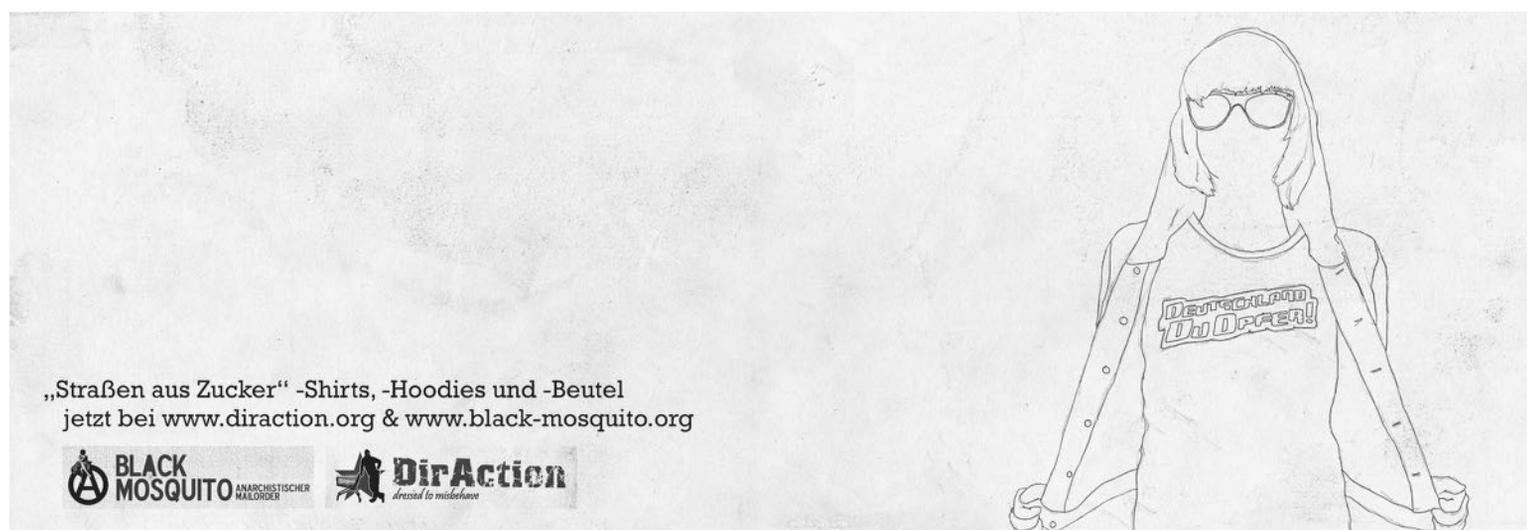
Ist natürlich die Überspitzung. Ich hör einfach viel Battle-Rap und liebe diese Form des Ausdrucks. Dann übertreibe ich meine Ablehnung von Liebesliedern in überzogener Form, indem ich mich als gewalttätig darstelle, um eine Abgrenzung von Liebeslieder-schreibenden Musikern herzustellen. Dass es aber im Text ausgedrückt wird, heißt noch lange nicht, dass das der Realität entspricht. Ich selbst habe noch keinem Menschen das Jochbein gebrochen. Das ist Quatsch erzählen.

Aber ist es wirklich nur das? Das macht ja auch etwas mit Leuten, die das dann hören. Vielleicht verstehen die das dann auch ernsthafter, als ihr das meint und machen dann was damit.

Grundsätzlich hoffe ich aber, dass die Hörerschaft im Gesamtkontext eines oder mehrerer Texte die tatsächliche Grundhaltung begreift. Das ist ja auch das Grundproblem bei KIZ, die viel mit Übertreibung und Sarkasmus arbeiten: Wie ironisch kann ich sein und welche Verantwortung habe ich. Ab einem gewissen Punkt hat man keine Kontrolle mehr, was mit den Texten passiert. Die Frage ist dann, wie sehr man sich einschränkt oder aber weiterhin so schreibt, wie man es witzig und cool findet. Ich kann aber immer nur Texte schreiben, so wie ich sie schreiben kann. Häufig ist es dann für mich spannender, wenn in der Kunst auch etwas Unerwartetes oder Grenzwertiges passiert.

Wie meinst du das?

Nimm zum Beispiel den sogenannten Zeckenrap. Die meisten Leute, die ihre Musik selber so bezeichnen, sind alle super nett und an den Aussagen hab ich oft auch wenig auszusetzen. Aber die Musik gibt mir wenig. Ein total korrektes Parolen-Aneinanderreihen finde ich nicht so interessant. Texte ohne Übertreibung, an denen man sich nicht mal reiben kann, finde ich stinklangweilig. Dem kann ich künstlerisch nicht so viel abgewinnen, fordert mich nicht heraus, das berührt mich nicht.





Stand by Me

Machtlosigkeit und das Gefühl, nicht über das eigene Leben bestimmen zu können, gehören zur Realität im Kapitalismus. Wie sich das auf unsere Beziehungen auswirkt und was wir mit dem Begriff der Entfremdung meinen.

Wer sich mit Dating beschäftigt oder das eigene Dating-Verhalten mal unter die Lupe genommen hat, ist vielleicht irgendwann an den Punkt gekommen, sich zu fragen: „Warum mache ich das überhaupt?“ oder „Was bringt mir das eigentlich?“. Nach einem unschönen Date ärgert man sich eventuell über die ‚investierte‘ Zeit und Energie oder fragt sich nach einem schönen Date, ob’s denn nicht noch besser werden könnte.

Auch wenn man es nicht unbedingt erwartet, greift hier der Klang des „Höher, Schneller, Weiter“ in unsere Gefühle ein. Es scheint im Kapitalismus kein Zufall zu sein, dass Gedanken von Profit und Verwertung auch unsere Beziehungen beeinflussen, unsere Gefühle angreifen und mitunter auch unsere Freundschaften formieren.

Wie wir Beziehungen zum Produkt machen ...

Wir wollen uns in diesem Text also mit der immer weiter gehenden Verwertungslogik von Beziehungen beschäftigen. Was wir hiermit meinen wird vielleicht am deutlichsten, wenn Ihr euch mal auf dem Schulhof umhört oder an Eure Schulzeit erinnert: Jakob hat was mit Mira angefangen, Adikle klärt sich auf jeder Party einen Neuen und Tess prahlt mit ihren 1500 Facebook-Friends und Followern bei Instagram: Vergleiche, Bewertungen und Quantifizierung auch im Bereich von Beziehungen. Jetzt könntet Ihr natürlich einwenden: Das sind pubertäre Phantasien, die man nicht so ernst nehmen müsse. Stimmt schon, aber auch hieraus wird Realität produziert und es hört dabei

ja nicht auf. Das augenscheinlichste Beispiel hierfür sind wahrscheinlich Dating-Apps, insbesondere wohl Tinder. Auf diesem Beziehungsmarkt zählt die Währung Attraktivität. Ihr wird alles untergeordnet und man versucht, sich selbst zu optimieren, um noch attraktiver zu werden. Attraktivität wird durch das scheinbar objektive Rating über Matches produziert. Je mehr davon, desto attraktiver. Simple as that. Dies führt zu dauernder Aktivität auf der App: Gibt es neue Matches? Mit wie vielen Leuten treffe ich mich diese Woche?

Das Ganze geht sogar noch weiter und betrifft auch Freundschaften. Für ziemlich viele dürfte es von großer Bedeutung sein, wie viele Freund_innen man so in den sozialen Netzwerken hat, wen auf welchen Fotos verlinkt hat und wie viele Likes man für seine Bilder bekommt. Die Darstellung des eigenen Selbst und der Vergleich mit anderen – die Bewertung all dessen – tritt mehr und mehr ins Zentrum. Individuelle Qualitäten von Menschen gehen hier jedoch sehr leicht verloren und verschwinden hinter dem Schein der Profilbilder: Die Selbstoptimierung dient dabei nicht nur der eigenen Bedürfnisbefriedigung („Vier neue Likes!“), sondern wird auch durch die Anbieter_innen des Portals reguliert. Der Antrieb zu sozialer und medialer Aktivität entspricht den Handlungsanforderungen von Markt und Liebe und dient somit der Profiterhaltung des Online-Portals. Liebe und Menschen werden zu einem konsumierbaren Gut erklärt, dem jegliche individuelle Qualität fehlt: 250g Käse, 2 Liter Cola und 5 Tinder-Matches, bitte.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Wir wollen hier keine

pauschale Kritik an Dating-Apps oder sozialen Netzwerken schreiben. Genauso wenig wollen wir in einen wehleidigen Pessimismus verfallen und romantisierende Blicke in die Vergangenheit werfen, in der Liebe vor allem über die sexistisch-heteronormative Einrichtung der Ehe geregelt war. Die Unverbindlichkeit, die durch Dating-Apps vermittelt wird, kann auch Freiheit und neue Möglichkeiten für Menschen schaffen, sich kennenzulernen. Kurzlebige (sexuelle) Beziehungen können durchaus auch befreiend sein, keine Frage. Wir freuen uns, wenn Leute viel Spaß miteinander haben. Go for it! Es geht uns aber darum, auf den ökonomischen Aspekt von Beziehungen hinzuweisen, nach welchem Liebe auch schon vor Dating-Portalen organisiert war. Genauso wie es schon vor Facebook-Zeiten wichtig war, mit den coolen Leuten abzuhängen – und das auch zu zeigen. Die Ökonomisierung von Gefühlen gibt es schon länger, wird aber gerade durch Social Media noch stärker gepusht. Die Apps sind somit also eher das Symptom als die Ursache.

... und was der Kapitalismus mit unserem Gefühl macht

Diese Gedanken und insbesondere das Gefühl, welches sich hier beispielhaft gezeigt hat, wollen wir unter einen theoretischen Begriff fassen: Entfremdung. Wir glauben, dass Entfremdung und Kapitalismus notwendig zusammenhängen. Bei Marx, den wir ja gerne mal zitieren, liegt die Ursache von Entfremdung im Verhältnis von Arbeiter_innen zu den von ihnen hergestellten Produkten: Obwohl sie diese produzieren, gehören sie ihnen nicht, sondern sind das Privateigentum von jemand anderem, ihnen also fremd. Entfremdung zeigt sich also erstens im Verhältnis der Arbeiter_innen zu den Produkten – diese gehören jemand anderem – und zweitens gibt es eine Entfremdung durch die Tätigkeit als solche, da man häufig gar nicht mehr überblicken kann, für wen oder was man das eigentlich produziert. Diese Entfremdung in der Lohnarbeit klingt etwas abstrakt, weit weg von unseren Gefühlen und scheint nicht so viel mit Tess' 1500 Facebook-Freunden zu tun zu haben. Geht man jedoch weiter mit dem Entfremdungs-Konzept, so hört die Entfremdung nicht in der Lohnarbeit auf, sondern betrifft auch das Verhältnis der Menschen untereinander. Wir entfremden uns also auch als Mensch von anderen Menschen. Wir sehen in anderen nur noch, wie weit sie ver- oder bewertet werden können, wie produktiv oder unproduktiv sie sind, wie sie aussehen – oder wie sie uns nützlich sind. Auch das Denken und Fühlen ist also von Entfremdung betroffen. Man fühlt sich, als ob man keine Macht über die eigenen Handlungen mehr besitzen würde. Obwohl ich also gegen das profitorientierte System bin, checke ich unbewusst alles nach Verwertbarkeit ab, sogar meine Freund_innen, Liebschaften, Beziehungen und letztendlich auch mich selbst. Meine mit diesen Menschen einhergehenden Gefühle scheinen also in gewissem Maße durch das System fremdbestimmt zu sein.

match mich, fick mich, lass mich

Entfremdung lauert also überall. Auf Arbeit und auch in Social Media. Wie können wir das Schlamassel nun aufheben und die Entfremdung beenden? Durch die Abschaffung von Lohnarbeit und damit der Abschaffung des Kapitalismus. Aber wie kann man damit anfangen, wenn das mit der großen Revolution gerade nicht in den vollen Stundenplan passt? Gegen die Beliebigkeit und den Konsum von Menschen, gegen das „Mit wie vielen hattest Du was am letzten Wochenende?“ würden wir eine Einstellung vorschlagen, in der es darum geht, nicht alles schnell zu besitzen, zu benutzen und zu beenden. Es geht in der Liebe und in Beziehungen um Loyalität, aber nicht diese übliche und bürgerliche Form von Treue, die dahin geht, bis der Tod jemanden scheidet. Freundschaften und Liebesbeziehungen können und sollen – gerade aus feministischer Perspektive – beendet werden, wenn es nicht mehr passt. Darin stecken auch ein großer Teil Freiheit und Selbstermächtigung. Es gibt ja auch nicht das richtige Beziehungsmodell – jede_r muss für sich selber entscheiden, welche Form von Beziehung in welchem Moment am besten passt, sei es Poly- oder Monogamie, Friendship with Benefits oder welche auch immer euch am Angenehmsten erscheint.

Das Konzept der ‚Treue‘, von dem wir hier sprechen, fordert es, Beziehungen zu Liebhaber_innen, Freund_innen und Genoss_innen, auch wenn es mal schwierig wird, auszuhalten – auch Langeweile und manchmal auch Enttäuschungen. Die ‚große Liebe‘ ist ein Hirngespinnst, aber wir glauben schon, dass man nicht sofort wegrennen sollte, wenn es mal kompliziert wird. Haltet zusammen. Haltet zusammen aus. Sowohl in Liebesbeziehungen als auch in Freundschaften oder auch in politischen Zusammenhängen. Das Ende von Entfremdung und Verwertung geht nicht allein.

Zum Weiterlesen:

- Theodor W. Adorno: Minima Moralia, 1951, ca. 15 Euro. Darin: Aphorismus Nr. 110: „Constanze“.
- Eva Illouz: Gefühle in Zeiten des Kapitalismus, 2004, 12 Euro.
- Ingo Elbe: Entfremdete und abstrakte Arbeit, 2014, www.roteruhr-uni.com/cms/IMG/pdf/Entfremdete_Arbeit.pdf
- Christoph Henning: Theorien der Entfremdung. Zur Einführung, 2015, 16 Euro.

ANZEIGE

Phase 2

Zeitschrift gegen die Realität

www.phase-zwei.org

Einzelpreis: 5€

Abonnement: 22€ für fünf Ausgaben

Abonnements können auf <http://www.phase-zwei.org/abo/> abgeschlossen werden, dort finden sich auch die Abopremien, oder per Mail an: abo@phase-zwei.org

Feelings Never Lie?

Gefühle gehören rein in die Politik, Gefühle gehören raus aus der Politik

„Du weißt doch gar nicht, wie sich das anfühlt!“. Das ist ein Satz, den man in persönlichen wie auch in politischen Diskussionen manchmal zu hören bekommt. Wenn frau versucht, einem männlichen Freund zu beschreiben, wie es sich anfühlt, wenn ihr auf der Straße hinterher gepfiffen, sie angestarrt oder angegrabscht wird. Dass das nicht nur nervig ist, sondern unter Umständen den ganzen Tag Gefühle von Unsicherheit, Scham, Angst oder auch unbändiger Wut mit sich bringen kann. Oder wenn eine deutsche Jugendliche mit Migrationshintergrund versucht ihren kartoffeligen Freunden zu beschreiben, warum der Satz „Wo kommst du denn eigentlich her?“ nicht nur dumm ist gegenüber einer, die in Bielefeld geboren wurde, sondern sich immer wieder nach Ausschluss anfühlt, nach Fremdgemachtwerden und nach Bedrohung. Und nein, niemand weiß wirklich, wie sich etwas für einen anderen Menschen anfühlt. Das stellt uns als Kritiker_innen der Gesellschaft vor Schwierigkeiten, denn aus ihren emotionalen Erfahrungen ziehen ziemlich viele Leute politische Schlüsse.

Tränen können Lügen sein

So ignorieren viele, die sich etwa nicht gegen Transfeindlichkeit oder Rassismus wehren müssen, dass andere tagtäglich darunter leiden. Anstatt sich mit jenen zu solidarisieren, denen das anstrengende Leben in der falschen Gesellschaft auch noch durch Vorurteile oder strukturelle Ausgrenzung schwer gemacht wird, lassen sich viele in ihren politischen Entscheidungen von eigener Angst oder Ohnmacht leiten. Auch diese beruhen auf der alltäglichen Erfahrung, dass man die eigenen Lebensumstände kaum beeinflussen kann. Dieses Grundgefühl machen sich die Hetzer_innen von AfD & Co. zunutze und erzielen so zuletzt erschreckende Wahlerfolge. Seither behaupten viele, man müsse „die Gefühle der besorgten Bürger ernst nehmen“, so als würde der Einfluss rechter Arschlöcher kleiner, wenn man ihre menschenfeindlichen Positionen übernimmt. Tatsächlich ist es notwendig, die Gefühle der AfD-Wähler_innen zu verstehen: als fehlgeleiteten Protest gegen Politiker_innen etablierter Parteien, deren Entscheidungen sie sich machtlos ausgeliefert sehen. Oder als Ventil für die Wut über die eigene Bedeutungslosigkeit, die fälschlicherweise auf Frauen, ‚Ausländer‘ oder Schwule gerichtet wird. Aber Verstehen und Verständnis zeigen sind zwei verschiedene Paar Schuhe: Solcher Hass ist nicht zu entschuldigen. Die Lösung kann nur darin bestehen, die Gesellschaft für alle freundlicher einzurichten.

What it feels like for a girl... do you know?

In linken Kreisen gibt es zwei gegensätzliche Haltungen zum Umgang mit Gefühlen in der Politik. Die erste will diese einfach abschneiden, denn was zählen würde, sei nur das richtige Argument. Und es stimmt ja: Die Analyse der Kapitalzusammensetzung, des aktuellen Imperialismus, oder der Bedeutung

von Familienpolitik für den Standort Deutschland ist keine des subjektiven Standpunktes – sie ist richtig oder falsch, egal ob jemand Weißes, Schwules oder Weibliches sie vornimmt. Diese Haltung erkennt zumindest an, dass alle Menschen rationale Wesen sind, die sich die Welt – durch Analyse, Diskussion und Argumentieren – erschließen und sie dann auch ändern können. Nur: Zwänge werden eben auch individuell erlebt. Auf die Idee, dass mit der Gesellschaft, in der wir leben, etwas nicht stimmt, kommen wir meist nicht über den richtigen Text, sondern über unsere Erfahrung: Wir bekommen mit, dass wir oder andere z.B. wegen ihres Geschlechts, ihres Körpers, ihrer sozialen oder (vermeintlich) nichtdeutschen Herkunft Ausschluss erfahren oder Gewalt ausgesetzt sind. Um zu verstehen, wie Rassismus wirkt, ist es deswegen sinnvoll, sich als Weiße_r die Erfahrungen von Migrant_innen oder People of Color anzuhören.

Die zweite Haltung in linken Kreisen behauptet das Gegenteil: Nur über unsere Gefühle und Erfahrungen können wir Politik machen. Die Einen meinen damit ganz hippiemäßig, dass wir alle im Kleinen richtig konsumieren und richtig kommunizieren. Das „Fang bei Dir selber an“ bringt nur leider wenig angesichts globaler, historisch entstandener Herrschaftsstrukturen, die man nur gemeinsam abschaffen kann. Die Anderen kennen diese Strukturen, sagen aber, dass unser gesellschaftlicher Stand-

ANZEIGE

**NEINSAGEN
HILFT DEM
KOPF AUF
DIE BEINE!**

konkret Lesen, was andere nicht wissen wollen.
Jeden Monat neu am Kiosk.

punkt – als Frau, als Lesbe, als Migrantin... – Ausgangspunkt für Veränderung sein muss. In dieser Form von „Identitätspolitik“ liegt auch was Richtiges: Die Welt verändern will man doch nicht nur für die anderen – Robbenbabys, „die Arbeiter“, afrikanische Kinder. Sondern auch, weil die meisten von uns unter diesen Verhältnissen leiden, wenn auch in unterschiedlichem Maße. Deswegen ist es ein wichtiger Ausgangspunkt für politisches Handeln, dieses eigene Leiden anzuerkennen und zu markieren. In manchen linken Debatten nimmt das aber absurde Züge an: Wenn etwa behauptet wird, nur Frauen könnten bestimmen, ob etwas sexistisch ist. Oder nur Schwarze sollten Dreadlocks tragen. Und Weiße keine Tunnel, Tätowierungen oder Iros. Denn die gehörten bestimmten (Widerstands-)Kulturen an und sie sich „anzueignen“, das wäre krass verletzend und würde etwas „triggern“, also Traumata anticken (zur Kritik an diesen starren Konzepten von „Kultur“ siehe auch SaZ Nr. 6: ‚Culture? I’d rather kiss a wookiee‘). Klar: Wir müssen die besonderen Leidenserfahrungen, die Menschen mit bestimmten Identitäten machen, in die politische Diskussion aufnehmen und nicht nur das knallharte rationale Argument, sondern auch Gefühle und Erfahrungen mit einbeziehen. Aber die Forderung nach Einfühlungsvermögen und Rücksichtnahme kann auch autoritär werden, Menschen aus Debatten ausschließen und eine Solidarisierung von Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen verhindern. Eine Nachfrage oder einen Einwand mit „Dazu hast du überhaupt nichts zu sagen!“ zu beantworten, ersetzt nicht die Argumentation, warum eine bestimmtes Verhalten problematisch ist. Damit Gefühle konstruktiver in politische Auseinandersetzung eingehen können, müssen sie nachvollziehbar vermittelt und analytisch eingeordnet werden.

Solidarity is a weapon

Das Schwierige daran: Gefühle und Erfahrungen sind nicht einfach „da“, sie sind von der Gesellschaft entlang von Herrschaftsverhältnissen geprägt: Das Gefühl von Scham und Verunsicherung, das Catcalling – sexualisierte Anmachen und „Komplimente“ von Fremden in der Öffentlichkeit – auslösen kann, hat nämlich nicht nur mit der unangenehmen Situation selbst zu tun. Es ist untrennbar von der gesellschaftlich akzeptierten sexistischen Art, wie über weibliche Körper und Sexualität gedacht und gesprochen wird. Wenn eine Frau nach so einem Erlebnis darüber nachdenkt, ob sie lieber doch nicht alleine oder zumindest im längerem Rock die Straße hätte langgehen sollen, prägt die bestehende Unterdrückung die Verarbeitung der Erfahrung und kann Schuldgefühle auslösen. Die Erfahrung kann dazu beitragen, das Erlebte verstehen zu wollen – und damit auch politisch zu begreifen. Es stimmt, der schon klischeehaft so eingeordnete weiße, hetero cis-Mann ohne Behinderung aus der Mittelklasse hat nicht erlebt, wie es sich anfühlt, nur wegen der Zugehörigkeit zu einer nicht-gewählten Gruppe Gewalt zu erfahren. Er kann aber trotzdem über Erzählungen Anderer das Problem verstehen und eine Perspektive einbringen, die die Diskussion weiterbringt.

Gefühle sind gesellschaftlich geprägt, und gleichzeitig sind sie sehr individuell. Aus den Erfahrungen von jemandem kann man noch nicht ableiten, wie er oder sie diese interpretiert. Es gibt

Frauen, die coole Feministinnen sind, und solche, die Abtreibungen verbieten wollen und behaupten, hier wären doch schon längst alle gleichberechtigt. Es gibt rassistische Arschlöcher mit Migrationserfahrung. Es gibt Arbeiter_innen, die den Kapitalismus abfeiern und solche, die ihn abschaffen wollen. Die gefühlte Erfahrung macht eben noch lange nicht klug, sondern erst die interpretierte und analysierte Erfahrung – und dann lässt sich darüber auch reden.

Der Satz „Du weißt doch gar nicht, wie sich das anfühlt“ stimmt also oft, aber ist auch ein Totschlagargument: Er bedeutet nämlich, dass alle, die die jeweiligen gewaltvollen Erfahrungen nicht gemacht haben, an der Diskussion – um Homophobie, Rassismus etc. – nicht teilnehmen können. Eine andere Gesellschaft aber muss unterschiedliche emotionale Erfahrungen ernst nehmen, anerkennen und vermittelbar machen, und sie muss auf kollektivem Handeln auch trotz dieser Unterschiede basieren. Das, das nennt sich dann Solidarität.

Zum Weiterlesen:

- Sue Braun/Janek Niggemann - Die Klasse der Anderen ist eine andere Klasse – <https://arranca.org/ausgabe/51/die-klasse-der-anderen-ist-eine-andere-klasse>
- Massimo Perinelli: Triggerwarnung! Critical Whiteness und das Ende der antirassistischen Bewegung: <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/triggerwarnung-566/>
- Interview mit Vasilos Tsianos - <https://jungle.world/artikel/2012/32/die-deutsche-linke-wurde-laengst-migrantisiert>
- Bini Adamczak. Beziehungsweise Revolution, 2017, 18,50 Euro.





Heaven knows I'm miserable now...

Was die Sorge für eure Mitmenschen mit dem Kapitalismus zu tun hat

Möchtet ihr nicht auch manchmal auf dem Pausenhof, im Büro oder im vollen Vorlesungssaal aufstehen und schreien? Oder heulen? Weil die Arbeit nervt, die Uni nervt, die Schule nervt, die Ausbildung nervt, das Jobcenter nervt? Aber: (negative) Gefühle im öffentlichen oder halb-öffentlichen Raum ausleben, das geht irgendwie nicht. Mit der Zeit lernen wir nämlich ziemlich gut, dass bestimmte Gefühle ‚draußen‘ nichts zu suchen haben. Für diese Gefühle – sei es Stress in der Schule oder Scheiß-Erfahrungen mit Rassismus und Sexismus, die manche von uns jeden Tag machen – ist in der Öffentlichkeit wenig Platz. Denn es wird von Euch erwartet zu funktionieren. Ihr dürft zum Beispiel nicht mal eben bei der Arbeit blaumachen, weil euch jemand das <3 gebrochen hat. Die Gefühle, verbannt aus der Öffentlichkeit, sind damit nicht unbedingt aus der Welt. Sie holen uns im Privaten wieder ein und finden da ihren Ausdruck. Im besten Fall bekommen wir dort Unterstützung durch andere Menschen, im schlechteren Fall sind wir allein. Wir finden, dass auch diese Verbannung der Gefühle ins Private was mit dem Kapitalismus zu tun hat und genauso kritisiert gehört. Denn mal ehrlich, uns solls gut gehen, aber nicht damit wir besser arbeiten können, sondern damit wir ein schöneres Leben haben!

Lean on me, when you're not strong

Wir wollen deshalb nicht so tun, als sei das Sich-Kümmern einfach selbstverständlich in einer Gemeinschaft und nicht weiter der Rede wert. Ganz im Gegenteil ist das auch eine Form von Arbeit: nämlich Sorgearbeit. Darunter verstehen wir nicht nur das Betreuen von Kindern und kranken oder alten Menschen, sondern auch die tagtägliche emotionale Reproduktion. Reproduktion? Das klingt so kühl und technisch,

was soll das mit Gefühlen zu tun haben? Wir meinen damit eine Art Instandhaltung von uns selber, denn wir sind keine Roboter, die einfach immer weiterarbeiten können. Wenn wir abgegessen und fertig nach Hause kommen und am nächsten Tag wieder fit sein wollen (und oft genug auch müssen), ist es nötig, dass wir uns gegenseitig aufmuntern, uns zuhören und eben auch eine gute Zeit haben. Das ist aber nicht nur ein Akt der solidarischen Gemeinschaftlichkeit, sondern Bedingung für das Funktionieren des Kapitalismus.

Der Erfolg jeder kapitalistischen Ökonomie hängt von Menschen ab, die arbeiten und Dinge produzieren. Ein langer Arbeitstag macht oft hungrig, müde und schlecht gelaunt. Damit wir weiterhin arbeiten können, müssen wir jeden Tag aufgepäppelt werden. Nicht nur die Arbeit der gestressten Frau im Büro hält also den Laden am Laufen, sondern genauso die Haus- und Sorgearbeit der anderen Mitglieder ihres Haushalts. Das erscheint auf den ersten Blick selbstverständlich. Schließlich haben Menschen viele Bedürfnisse, die sie gerne befriedigen wollen – ganz unabhängig davon, ob sie ihre Arbeitskraft verkaufen oder nicht. Und es ist doch gut, wenn sie sich zusammentun, um füreinander zu sorgen, oder?

Trotzdem ist es eigentlich komisch: Da verwertet unser Wirtschaftssystem tagein tagaus unsere Arbeitskraft. Gleichzeitig zockt es aber ziemlich unbemerkt die Energie und Zeit unserer Mitmenschen ab, die sich um uns kümmern und für uns sorgen. Klar, wir bekommen auch Hunger, wenn wir anstatt für einen Lohn zu arbeiten mit unserer Gang ein cooles Baumhaus bauen. Aber dabei entscheiden wir selbst, was wir mit unserer Zeit und Energie machen. Bei der Erwerbsarbeit ist das anders. Den Lohn bekommen wir ja gerade dafür, dass jemand anderes darüber

entscheiden darf, was wir den Tag über anstellen. Und weil wir dabei Dinge erledigen, die uns mehr oder weniger unwichtig sind, wir mit Menschen zusammenarbeiten, die wir nicht mögen, wir gegeneinander konkurrieren müssen – darum sind viele Menschen von der Arbeit nicht nur erschöpft, sondern auch gestresst und deprimiert.

Und wenn wir dann bei der Sorgearbeit nicht nur an den tatsächlichen Haushalt, sondern an unsere Stimmungen (gewissermaßen unseren Psycho-Haushalt) denken, wird schnell klar, dass wir es hier nicht mit einem Bereich zu tun haben, der nix mit Lohnarbeit zu tun hat. Unsere Bedürfnisse nach Erholung, Essen, Wärme und Trost entstehen zu großen Teilen unmittelbar aus dem Umstand, dass wir Lohnarbeiten müssen.

Der große Unterschied

Ihr ahnt sicher schon, dass diese Sorgearbeit nicht gleichmäßig auf alle Menschen verteilt ist. Meistens ist es nämlich so, dass die emotionale Reproduktionsarbeit von Frauen geleistet wird. Zwar ist es in vielen Gesellschaften auch üblich, dass Menschen dafür bezahlt werden (z.B. Krankenpfleger_innen oder Kindergärtner_innen und auch das sind damals wie heute in der Regel Frauen), aber der allergrößte Teil wird eh unbezahlt und zu Hause gemacht. Im Kapitalismus vermischt sich an dieser Stelle die Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit mit dem Geschlechterverhältnis. Denn obwohl Frauen häufiger einer Erwerbsarbeit nachgehen als noch vor einiger Zeit (zumindest war das in der BRD der 1950er anders), ist doch die Aufteilung der Repro-Arbeit nahezu unverändert. Dabei müssen wir nicht mal nur auf die Hetero-Liebesbeziehungen schauen um das festzustellen, auch in Freund_innenkreisen sind es dann doch ganz oft die Frauen, die sich um das Geburtstagsgeschenk kümmern, das alle gemeinsam schenken oder diejenigen, die nachts zum Trösten auf der Matte stehen, weil das Tinder-Date der Freundin mal wieder nicht so gut lief. Oder die nach Polizeigewalt mal nachschauen wie's den Leuten hinter der coolen Fassade damit eigentlich so geht. Sieht man einmal genau hin, ist es erstaunlich, was Frauen oft auf dem Schirm haben (müssen).

Da passt es gut, dass diesen nachgesagt wird, sie seien emotional intelligenter als Männer. Der kräftige, rationale Mann sei dagegen von Natur aus wie geschaffen für die Arbeit auf dem Bau oder am Computer. Andere trösten, ihnen zuhören, putzen, Kinder versorgen und einkaufen sei eher was für Frauen. Solche Behauptungen lassen historisch gewachsene Verhältnisse als normale Folge vermeintlich natürlicher Veranlagungen erscheinen.

Andererseits wird manchmal behauptet, Frauen übernahmen freiwillig und gerne den überwiegenden Teil der Reproduktionsarbeit. Daran ist natürlich richtig, dass die meisten, zumindest in der BRD, wohl nicht zur Sorgearbeit gezwungen werden. Falsch ist die Behauptung aber trotzdem, weil sie die Wirkmächtigkeit von Geschlechterrollen und -verhältnissen ausblendet. Alle Menschen sind geprägt von Erwartungen an ihr Verhalten, ihre Äußerungen und ihre Gefühle – aus der Familie, der Schule, dem Freundeskreis. Wer schon einmal in einer Kita beobach-

tet hat, wie einfach die Rollenaushandlung beim Vater-Mutter-Kind-Spielen abläuft, weiß wie hartnäckig das Geschlechterverhältnis und die dazugehörigen Rollenbilder sind.

Hier kann man gut sehen, wie nützlich Sexismus für's Kapitalverhältnis sein kann: Die unentlohnte Sorgearbeit im privaten Haushalt wird an Frauen delegiert. Die Abwertung von Weiblichkeit finden wir also bei der Unterscheidung von Reproduktions- und Lohnarbeit wieder. Entlohnung geht immer mit gesellschaftlicher Anerkennung einher. Und so lassen sich die Arbeit im Haushalt, die emotionale Sorge und die Erziehung der Kinder – alles notwendige Dinge für den Erhalt von Arbeitskraft! – weitgehend unentlohnt unsichtbar machen. Haushalt, Fürsorge und Kinderbetreuung werden als Privatsache behandelt. Daran merkt man: Die Verteilung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit findet entlang von Geschlechtergrenzen statt.

Wenn jeder an sich selber denkt, ist an alle gedacht?

Was bedeutet das für uns? Sollen wir aufhören, füreinander zu sorgen? Wollen wir weniger Gefühle oder fordern: Männer in die Reproduktion, Frauen in die Produktion?

Nein, ganz bestimmt nicht. Die Welt ist so schon kalt genug, wir wollen viel mehr Mitgefühl für all die Menschen um uns herum. Aber wir sind alle gezwungen zu arbeiten und unsere Arbeitskraft zu verkaufen und zu reproduzieren. Im Kapitalismus ist also die Sorge füreinander vom Zwang zu arbeiten beherrscht. Gemeinschaftlichkeit – eigentlich eine super Sache! – ist gleichzeitig Reproduktionsarbeit und dabei in der Regel auch noch abgewertet. Das Intimste, was Menschen miteinander teilen, ist gleichzeitig grundlegend durch das Kapitalverhältnis gestaltet und strukturiert. Das ist paradox und lässt sich blöderweise nicht einfach auflösen. Aber wir können zumindest in unseren Beziehungen, in der Politgruppe, im Freundeskreis immer wieder Selbstverständlichkeiten in der Aufgabenteilung hinterfragen und sie dann anders organisieren. Ansonsten bleibt uns nur den Kapitalismus samt und sonders zu Fall zu bringen, denn Hell knows I'm miserable in Capitalism.

Zum Weiterlesen:

- Kitchen Politics (Hg.): Sie nennen es Leben, wir nennen es Arbeit, 2014, 9,80 Euro.
- Sarah Speck: Verspannte Frauen, Coole Männer, Phase 2, 49
- <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/verspannte-frauen-coole-maenner-500/>
- Netzwerk Care Revolution - <https://care-revolution.org>
- Sonja Engel: Sichtbarkeit produzieren! - <http://phase-zwei.org/hefte/artikel/sichtbarkeit-produzieren-495/>
- Jungle World-Debatte - <https://jungle.world/artikel/2014/12/take-care>



HamburgHamburgYeah, Krawall & Remmidemmi

Argumentationshilfen zu ein paar gewaltigen Protesten

Alle Jahre wieder gibt es sie: Gipfeltreffen, Bundesparteitage oder Naziaufmärsche, die „von gewalttätigen Protesten begleitet“ werden, wie es dann so schön in den Nachrichten heißt. So auch in Hamburg im Juli 2017. Zum G20-Gipfel versammelten sich die Merkels, Trumps, Erdogans und weitere Staatsoberhäupter der „wichtigsten Industrie- und Schwellenländer“ zwei Tage lang und inszenierten rund um die neu erbaute Elbphilharmonie zu den Klängen von „Freude, schöner Götterfunken“ Verhandlungen über die Verwaltung der Welt. Danach rückten vor allem die Bilder teils militanter Gegenproteste in den Fokus der Öffentlichkeit: Abgefackelte Fiat Puntos, brennende Barrikaden und ein geplündertes REWE. Neben den wenigen sachlichen Analysen dieser „Randale“ reichte die Bandbreite der Einschätzungen von gruseligen Vergleichen, wie „Es war der Holocaust“ (eine Anwohnerin), bis zu eher gelangweilt vorgetragenen Hinweisen, die „Krawalle“ seien doch letztlich unpolitisch.

Wer sich an großen linken Protesten einmal selbst beteiligt hat oder auch nur mit diesen sympathisiert, stößt oft auch im eigenen Umfeld auf Unverständnis; sei es bei Eltern, Lehrer_innen oder Freund_innen: „Protest ist ja okay, aber Gewalt nicht. Denkt mal an Gandhi!“ Dann ist es nicht immer leicht, die eigene Überzeugung zu verteidigen. Da die nächsten Proteste sicherlich kommen, haben wir ein paar Argumentationshilfen zusammengestellt – denn bei soviel Wut, Ohnmacht, Hilflosigkeit und Sehnsucht nach was Besserem passen diese nicht nur in eine Ausgabe zum Thema „Gefühle“, sondern bringen vielleicht etwas Sachverstand in die Debatte an Tisch und Theke.

„Ihr seid doch nicht besser als die Nazis – Gewalt ist keine Lösung!“

Es macht einen Unterschied, ob Nazis gezielt Menschen in Geflüchtetenunterkünften angreifen, oder ob Schaufensterscheiben und Autos zerlegt werden: Hier Mensch. Da Mercedes. So einfach ist das. Deswegen ist es ziemlich plemplem, wenn in der

allgemeinen Rede von „Gewalt“ Körperverletzung und Sachschäden gleichgesetzt werden. Auf welche Formen von Gewalt Leute empört reagieren, hängt aber vor allem davon ab, was in einer Gesellschaft jeweils als Gewalt gilt – und was eben nicht. Wenn Läden zerstört oder Flaschen auf hochgerüstete Robocops geworfen werden, regnet es zuverlässig Schlagzeilen über „gewalttätige Chaoten“ oder „bürgerkriegsähnliche Zustände“. Wenn aber täglich Menschen durch die bestehende Eigentumsordnung nicht genug essen können, weil sie kein Geld haben; wenn Menschen unter Anwendung von „Zwangsmitteln“ aus ihren Wohnungen geräumt werden, weil die Eigentümer_innen sie dann teurer neuvermieten können; und wenn Menschen – gebilligt oder gezielt unterstützt von den G20-Staaten – im Mittelmeer ertrinken, dann handelt es sich offiziell nicht um Gewalt, sondern um die Durchsetzung von geltendem Recht. Gewalt fängt aber nicht erst dort an, wo Pflastersteine fliegen, um unter ihnen den Sandstrand freizulegen. Die Art und Weise, auf die diese Gesellschaft durch Staat, Nation und Kapital eingerichtet ist, bringt notwendig täglich Gewalt hervor: Wer kann sich die NorthFace-Jacke leisten und wer nicht? Wer darf (und muss) zur Nation gehören und wer muss draußen bleiben? Wer bestimmt über mich und dich, ohne uns – abgesehen von einem lächerlichen Kreuz alle paar Jahre – je gefragt zu haben?

Und abgesehen davon: Nicht jeder gesellschaftliche Fortschritt wurde gewaltfrei erkämpft. Oder glaubt wirklich jemand, die Französische Revolution – bei der jeder Geschichtslehrer feuchte Augen bekommt – wäre eine watteweiche Pandababy-Sitzblockade gewesen?

„Hilfe, meine Mülltonne brennt!“

Es ist fraglich, ob uns brennende Kleinwagen dem Ziel einer befreiten Gesellschaft einen Schritt näher bringen. Vor allem aber ist es weder Tante Berta noch Lehrer Müller zu erklären, was daran jetzt emanzipatorisch sein soll, wenn's am Straßenrand

schön lodert. Sogar lebensgefährlich wird es, wenn Gebäude angezündet werden, in denen sich Menschen befinden. Gleichzeitig aber ist das Ausmaß der Aufregung über ein paar abgebrannte Autos in Hamburg absurd. Waren sie nicht gut versichert, wurden sie später fett entschädigt. Zum Vergleich: Staatliche Entschädigung für die Opfer der zehn NSU-Morde bis Redaktionsschluss: 900.000 Euro. Für verbranntes Blech und Gummi in Hamburg: 40 Millionen Euro.

Abgesehen davon hat es angesichts der Zumutungen und Trostlosigkeit in Schule, Uni, am Arbeitsplatz oder im Jobcenter durchaus etwas Befreiendes, wenn mal etwas „der Punk abgeht“: Einfach in den Laden zu gehen und sich die teure Schoki zu nehmen, die man sich sonst immer verkneift; einfach mal flaschenweise Champagner rauszunehmen, wenn eine_r eben danach ist. Mal kurz zu spüren, wozu die Champagner-Produktion eigentlich da sein sollte: Nicht, um den Pommery möglichst gewinnbringend zu verkaufen, sondern um Menschen, die gerade Champagner trinken wollen, Champagner zu geben.

„In Hamburg hat es keine Polizeigewalt gegeben“

Ob G7, G8 oder G20 – bei internationalen Gipfeltreffen zeigt der Staat regelmäßig Zähne. In Hamburg wurden neben mehr als 31.000 Polizist_innen auch unzählige Wasserwerfer und scharf bewaffnete Sondereinsatzkommandos (SEK) aufgefahren. Das Grundrecht auf Demonstrationsfreiheit wurde für den Bereich der Innenstadt großflächig aufgehoben und mögliche Proteste schon im Vorfeld kriminalisiert oder eskaliert. Wenn Tante Berta und Lehrer Müller dann in fester Erwartung sind, dass „Krawallmacher“ (am besten noch „aus dem Ausland“) schwarz verummmt auf Land und Leute losgehen, ist das eine gute Ausgangssituation, um während des Gipfels Proteste bewusst zu eskalieren und Polizeigewalt gegen Demonstrant_innen zu rechtfertigen. Und die, die gab es en masse: Eine Demonstration wurde von Polizist_innen gestürmt, Menschen von Mauern geschubst, Polizist_innen fuhren mit Autos in Menschenmengen, gebrochene Gliedmaßen, reizgastränende Augen, zusammengescheuchte Menschenmassen... All das wurde tausendfach dokumentiert.

„Warum verummten die sich und stehen nicht offen zu ihrem Protest?“

Eine schwarze Abendgarderobe erhöht nicht nur die Chancen, in Berliner Techno-Clubs zu kommen, sondern erfüllt auch einen taktischen Zweck bei Protesten. Beim vielbeschworenen „Schwarzen Block“ handelt es sich nicht um eine feste Gruppe von Demonstrant_innen. Es geht hier um eine Strategie während der Demo: Um nicht so sichtbar auf den Überwachungskameras zu sein oder von speziellen Polizei-Greiftrupps aus der Menge gezogen zu werden. Warum aber sich verummten, wenn man gar nicht vorhat, was Illegales zu machen? Zum einen, um zum kollektiven Schutz der Protestierenden eine Identifikation einzelner Demonstrant_innen zu erschweren. Zum anderen weil nicht alles, was als „illegal“ gilt, falsch ist: Blockaden zur

Verhinderung von Abschiebungen, vom Hamburger Hafen oder von Zwangsräumungen sind manchmal sowohl gewaltfreie als auch geeignete Mittel, staatliche Gewalt abzuhalten. Geltendes Recht ist immer eine Frage von politischen Kräfteverhältnissen.

„Aber waren da nicht auch viele Spinner auf der Straße?“

Ganz klar: Nicht alle, die da auf der Straße waren, waren sympathisch. Gruseliger Heroismus von Gruppen, die „die Jugend auf der Straße kämpfen lassen“ und für die Revolution ihr „Blut geben“ wollen. Antisemitische Darstellungen, die gegen vermeintlich besonders „böse“ oder „gierige“ Banken und Konzerne mit Papp-Kraken demonstrieren. Trendy Kids, die ihre Selfie-Sammlung nur um eines mit Wasserwerfer oder brennender Barrikade im Hintergrund erweitern wollen. Grölende Typen, die mit Bierflasche in der Hand vor der Polizei mal so richtig den Macker raushängen lassen wollen.

Die (radikale) Linke hatte schon mal bessere Zeiten, is‘ klar. Aber um trotz dieser Schwäche unseren Kampf für etwas Besseres immer wieder sichtbar werden zu lassen, müssen wir ihn auch auf die Straße tragen. Mit all der Wut, all der nötigen Energie und all dem Spaß, der dazu gehört. Und eben auch: Mit all den Widersprüchen, die es auszuhalten und auszuhandeln gilt.

„Wie hast Du diese Hölle eigentlich überstanden?“

Auch wenn der Staat in den Wochen nach militanten Protesten mit den Säbeln rasselte, Gesetze verschärfend die „Ordnung wiederherstellte“ und an einigen Protestierenden brutale Strafen als abschreckendes Exempel verhängte, sind wir aus Hamburg nicht nur verängstigt wiedergekommen. Große Proteste haben auch etwas Mutmachendes: Für einige Stunden oder Tage scheint die Stadt denen zu gehören, die ein anderes Leben wollen. So gab es in Hamburg kostenloses Essen und Schlafplätze, Straßenparties und Solidaritätsbekundungen mit denen, die im Gefängnis gelandet sind. Ehrenamtliche „Demo-Sanis“ kümmerten sich um die Verletzten und wer sonst auf dem Weg zur Schule oder Arbeit in die U-Bahn drängelt, gab aufmerksam auf andere Acht. Viele Jugendliche haben überhaupt das allererste Mal gespürt, wie es sich anfühlt, mit vielen Leuten auf der Straße zu sein, um etwas zu erreichen – etwa eine Straße zu blockieren, oder gar einen Hafen. Und das Gefühl, das ist viel, viel wert.

Zum Weiterlesen:

- Thomas Ebermann im Interview zu den G20-Protesten in Hamburg - <http://www.unland.me/interview/thomas-ebermann/>
- TOP B3RLIN „Nicht zynisch werden“ in Jungle World - <https://jungle.world/artikel/2017/32/nicht-zynisch-werden>
- Rüder Mats „Viel zu dicke Eier“ in konkret - <http://www.konkret-magazin.de/hefte/heftarchiv/id-2017/heft-82017/articles/viel-zu-dicke-eier.html>



You can stand under my umbrella!

Warum die radikale Linke geil und caring werden muss – Bericht eines Redaktionsmitglieds.

Eine männlich dominierte Gruppe, die jeden Dienstagabend schlecht gelaunt über Haupt- und Nebenwidersprüche debattiert, wobei der Unentspannteste den Ton angibt – so stellen sich die meisten Leute das Leben in der radikalen Linken vor. Auch deshalb hält sich hartnäckig das Vorurteil, dass Leute, die die Gesellschaft für grundsätzlich falsch eingerichtet halten, ja wohl logischerweise permanent sturzunglücklich sein müssten. Was für ein Blödsinn! Warum das Leben in der radikalen Linken selbst in rückschrittlichen Zeiten viel mehr Glück bietet als die bürgerliche Norm-Gesellschaft, und wie es noch besser werden könnte, erzählt der folgende Artikel.

Mit dem rechten Fuß aufgestanden

Meine Reise in die Welt links vom StiNo-Universum* verlief eher untypisch. Als Teenager war ich entsetzlich brav und erwachsen und bin erst mit Mitte 20 relativ zufällig mit der radikalen Linken in Berührung gekommen.

So hab ich noch eine lebhaftere Erinnerung daran, wie es sich in einem bürgerlichen Bewusstsein lebt und kann als glücklich knapp Entflohener berichten: Es ist die Hölle!

Ich habe Architektur studiert zu einer Zeit, in der buchstäblich alle, die das mitkriegten, sofort besorgt anmerkten: „Uhh, Architektur... viel Spaß aufm Job-Center!“

Das war der Soundtrack meiner „formative years“: Du kannst Dich anstrengen wie Du willst, am Ende wird es höchstwahrscheinlich eh für’n Arsch sein. Die Drohung also, die wir im Kapitalismus alle in Dauerschleife hören, nur etwas lauter. Folgerichtig bin ich den größten Teil meiner Twenties ziemlich benommen zwischen Depression und Hedonismus hin- und her gestolpert. Ein Glück, dass Letzterer meist gesiegt hat und ich meine Zeit nicht mit Kaffeekochen in unbezahlten Praktika bei ätzenden Büros verschwendet, sondern Bücher gelesen und Filme geguckt habe. Klar sehne ich mich nach dem Tag, an dem ich endlich Woh-

nung und Supermarkt mit einem Lächeln bezahlen kann. Bis dahin bin ich jedoch weich gelandet in einem vergleichsweise freundlichen Büro – was auch mit meinem Interesse an linker Politik zu tun hat.

Meine heutige Chefin hielt in der Uni einen Vortrag über ein kollektives Wohnhaus für eine linke Gruppe, darüber kam man ins Gespräch und ich, der ich nie planvolle Karriereschritte unternommen hatte, in ihr Büro.

Klar, Lohnarbeit ist schon allein aus strukturellen Gründen beschissen, und allem Klassenbewusstsein zum Trotz ist es auch die Bezahlung, wenn man für klamme Wohngruppen Häuser baut. Dennoch gilt mein tief empfundenenes Mitleid allen, die sich gar nichts Anderes mehr vorstellen können, als ihre Tage im Büro zu verbringen, nebenbei vom Reihenhaushaus zu träumen – und dort dann auf den Tod zu warten...

Always look on the left side of life

Zunächst ist es natürlich kein Stimmungsmacher zu wissen, dass die Gesellschaft, in der man lebt, grundsätzlich falsch eingerichtet ist, dass diese Fehleinrichtung unbeschreiblich viel unnötiges Leid und vermeidbare Zerstörung verursacht, und dass es dennoch unglaublich schwer ist, sie abzuschaffen.

Zudem steht man als Linke_rjakeineswegs über den Problemen und Bedrohungen der falschen Gesellschaft: Ich bin keine abgebrühte Person, der beim Gedanken an Jobverlust und drohende Abhängigkeit von ‚Vater Staat‘ nur einfällt: „geil, dann kann ich endlich in Ruhe Politik machen.“ Ich bin eher ängstlich und vorsichtig.

Trotz alledem bin ich heute im Vergleich zu meiner Bildungsbürger-Vergangenheit vor allem eines: viel glücklicher!

Ich habe eine enge Beziehung zu meinen Geschwistern, obwohl mich von beiden politisch Lichtjahre trennen. Ich weiß genau,

was sie umtreibt und wie es ihnen wirklich geht. Deshalb bin ich sicher, dass ich trotz meiner Abneigung gegen sehr vieles, was allgemein als normal gilt, von uns dreien am besten klarkomme mit den Zumutungen, die das Leben in der kapitalistischen Ellbogen-Gesellschaft mit sich bringt.

Meine ältere Schwester arbeitet in einer Anwaltskanzlei so viel zu viel, dass sie in der ständigen Angst lebt, zusammenzubrechen. Es hilft nicht unbedingt, dass sie in ihrer knappen Freizeit meist in Torschlusspanik lebt, weil all ihre Freundinnen verheiratet und fortgepflanzt sind, während sie mit Anfang 30 (!) noch unverheiratet und kinderlos ist.

Mein Bruder hat einen hervorragenden BA-Abschluss in Regelstudienzeit absolviert, anschließend gute Jobangebote ausgeschlagen und sich für ein Medizinstudium entschieden und hat trotz dieser soliden Ausgangslage vor jeder Prüfung schlaflose Nächte, weil ihm der Erfolgsdruck im Nacken sitzt.

Ich möchte nicht behaupten, dass mir solche Zustände fremd wären. Nur erlebe ich sie heute, als Linksradikaler, seltener und milder dank eines großen inneren Abstandes zu den völlig absurden Anforderungen, die heute an uns alle gestellt sind. Natürlich habe auch ich verinnerlicht, dass wir alle ständig aktiv sein müssen und arbeite in einem Bereich, in dem erwartet wird, dass man seinen Job nicht nur OK macht, sondern stets kurz vorm Orgasmus ist vor Leidenschaft für's Planen von Abwasserrohren. Aber da ist noch etwas ganz anderes: Auf einer bestimmten Ebene weiß ich, dass das alles ein lächerliches, langweiliges Theaterstück ist.

Sein und Bewusstsein

Das ist der Unterschied: Selbst wer ein komplett bürgerliches Leben führt, spürt unterschwellig, dass ‚Erfolg‘ (also Wohlstand, Sicherheit, ‚Karriere‘...) nur bedingt von Leistung und Einsatz abhängt (nicht, dass dann alles cool wäre), aber viel mit Herkunft und Zufall zu tun hat. Nur muss das ein undeutliches Gefühl bleiben, wenn man vereinzelt immer nur dem eigenen Interesse (oder höchstens dem der Kleinfamilie) nachrennt.

Seit ich aber in einer Gruppe reflektierter Menschen aktiv geworden bin, die diese Verhältnisse nicht nur spüren, sondern auch analysieren und kritisieren, kann ich aus dem Hamsterrad wenigstens innerlich aussteigen – und gewinne so eine Welt von Perspektiven, und keineswegs nur im Kopf.

Gemeinsam organisieren wir Partys im nettesten Club der Stadt (hinter dem, ihr wisst schon, ein linkes Kollektiv steckt), bereiten geduldig die nächste Revolution vor – und haben Spaß dabei. Wer also denkt, man verpasse in der radikalen Linken lediglich stundenlange theoretische Debatten, irrt sich gewaltig und zum eigenen Nachteil. Ich jedenfalls hätte in meinem bürgerlichen Leben wohl nie MDMA probiert oder meine Jugend-Idole zum Interview getroffen.

Nicht zuletzt das sogenannte Privatleben macht unter Linken einfach mehr Spaß. Linke Freund_innenkreise sind weniger durch Berufstätigkeit und gesellschaftlichen Status vorselektiert, und es ist in ihnen allgemein akzeptiert, wenn Frauen keine Kin-

der machen wollen oder Männer keine Karriere. Leute wohnen auch mit 60 noch in WGs und gehen zusammen feiern, wenn sie Bock drauf haben.

Das alles nicht, weil Linke grundsätzlich die cooleren Menschen wären, sondern weil sie in aller Regel ein paar Dinge klar haben: dass Bedürfnisse wichtiger sind als der Wirtschaftsstandort oder was die Nachbarn sagen zum Beispiel, oder dass Leute, die sich rassistisch oder sexistisch verhalten, achtkantig rausfliegen.

Papa don't preach!

Nach so viel Applaus muss auch benannt werden, was fehlt. Auch unter Linksradikalen gibt es (beispielsweise) Sexismus und Konkurrenz – in einer strukturell sexistischen Konkurrenz-Gesellschaft sind die individuell leider nicht tot zu kriegen. Viele Personen, die anders als der hier Berichtende nicht männlich, weiß und middle-class sind, machen deshalb auch in linken Zusammenhängen schlechte Erfahrungen, etwa mit Sexismus und/oder Rassismus. Und selbst für Viele, die davon nicht betroffen sind, ist der Einstieg in die radikale Linke kein Zuckerschlecken, weil ihnen Einschüchterung, Autorität und Mackertum begegnen, wenn sie an einen der vielen Argument-Roboter geraten, die glauben, die Welt umfassend verstanden zu haben und anderen Angst machen wollen. Auch unter Linken gibt es nämlich gruselige Knallos, die sich im Kampf gegen die Härte der kapitalistischen Ordnung selbst verhärtet haben.

Denn noch immer wird leider nicht in jeder linken Gruppe auf die Bedürfnisse aller Beteiligten Rücksicht genommen und ein gutes Gleichgewicht gesucht zwischen der vielen Orga-Arbeit für Demos und Projekte auf der einen Seite, und Freuden, Albernheit und Für-einander-da-sein auf der anderen, im Hier und Jetzt.

Der Weg zu einer Linken, die nicht nur den Anspruch hat, die vielen Härten der falschen Gesellschaft abzuschirmen, sondern dies tatsächlich auch schafft, ist also noch weit. Aber Losgehen lohnt sich in jedem Fall, egal ob Leute sich aus politischer Einsicht auf den Weg machen – oder einfach weil sie Lust haben auf die interessanteren Leute, den freundlicheren Umgang und die besseren Partys.

* kurz für: STInkNormal

Zum Weiterlesen:

- Interview mit Tazio Müller: Die Linke muss geil sein - <https://jungle.world/artikel/2017/01/55499.html>

- Georg Seeßlen: Vier Formen des Linksseins - <http://www.taz.de/!5345935/>

- Bertolt Brecht: An die Nachgeborenen - <https://www.lyrikline.org/de/gedichte/die-nachgeborenen-740>

Liebe Leserin, lieber Leser*,

Du hast jetzt die letzte Seite der „Straßen aus Zucker“ erreicht. Nachdem Du so viel von uns gelesen hast, bist nun Du an der Reihe! Wie auch schon in den letzten Ausgaben stellen wir Dir hier verschiedene Möglichkeiten vor, wie Du weiter verfahren kannst.

Du hast Fragen, Kritik oder willst den einen oder anderen Punkt mit uns diskutieren: Dann schreib uns an saz@riseup.net. Wir werden versuchen, Deine Fragen zu beantworten.

Möchtest Du uns helfen, die SaZ bis ins hinterletzte Dorf zu bringen? Schreib uns und wir schicken Dir kostenlos die aktuelle (und alle anderen Ausgaben) zu, damit Du sie in Deinem Info-Laden, Jugendzentrum oder Deiner Lieblingskneipe auslegen oder vor Deiner Schule verteilen kannst.

Du bist türkische, russische oder französische Muttersprachler_in und hast Bock, uns beim Übersetzen zu helfen? Wir freuen uns über eine Nachricht!

Dank Eurer großartigen Übersetzungshilfe haben wir schon proudly presenten können: Die englischsprachige „Routes Sucrées“ Nummer 1 und 2! Und die spanischsprachige „Calles de Azúcar!“ Die englischen wie die spanische Ausgabe versammeln viele Hits der bisherigen Nummern sowie mehrere neue Artikel. Für die Verbreitung sind wir auch auf Deine Hilfe angewiesen: Nimm die Kritik mit auf Reisen und spread the word.

Bereits in zweiter Auflage erschienen: „Geheimdienst, gib Handy!“ Unsere Broschüre zu einem Geheimdienst namens Verfassungsschutz, der immer häufiger in Schulen auftaucht.

Noch mehr Zucker gibt es im Internet. Unter der Rubrik „Sweet Talking“ posten wir ausführliche Interviews mit bezaubernden Künstler_innen, die auch politisch etwas zu sagen haben. Außerdem kannst Du Dich via Facebook, Twitter und Podcast mit uns verbinden – oder uns unter <http://www.strassenausucker.tk> sogar eine milde Gabe zukommen lassen – uns kann mensch nämlich auch spenden!

Für die altmodischeren unter Euch bieten wir hin und wieder offene Treffen in Berlin an. Wer überlegt, bei uns mitzumachen oder live diskutieren möchte, ist herzlich eingeladen!

strassenausucker.tk
facebook.com/strassenausucker
twitter.com/saz_crew
instagram: coming up soon!